

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sturmwolken. Eine Erzählung von Fr. Horning

[urn:nbn:de:bsz:31-337461](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337461)

Sturmwolken.

Eine Erzählung von Fr. Horning.

Mit febl. Genehmigung d. Firma Schmidt & Spring, Verlag d. „Neuen Deutschen-Jugend-Freund“.

Drei Wegstunden von Johannisberg entfernt, nach Schwibbern zu, lag friedlich im hochsommerlichen Sonnenglanz das stattliche Mühlenanwesen des Kommerzienrats Joachim Hardenberg.

Die massigen Korn- und Mehlspeicher hinter dem Mühlengebäude hoben sich trübig von dem kleinen Fichtenwald ab, den schon der Vater des jetzigen Besitzers als Umrahmung des Wiesengeländes angepflanzt hatte. Während Mühle und Speicher gesichtartig von einer Mauer unfriedigt wurden, lag das schmucke kommerzienrätliche Landhaus neben- in inmitten eines großen Gartens, der mit dem Mühlengehöft durch ein Gittertor verbunden war.

Herr Hardenberg war nicht nur wegen seines Reichthums eine weitbekannte und hochgeachtete Persönlichkeit, sondern ein ehrenfestester Charakter und eine gemeinnützige Fürsorge für die meist arme Landbevölkerung hatten ihm überall Verehrung, Liebe und Freundschaft eingetragen, trotz seines kurz angebundenen, fast etwas schroffen Wesens. Das war eben Ostpreußenart, eisenhart die Schale, außen, weich der Kern. Dazu war er Landweh- laupmann. Egon, der älteste Sohn machte seine lebung unter einem Oheim bei den Königsberger Jägern zu Pferd, und der vierzehnjährige Gottfried war seit Otern im Kadettenhaus zu Potsdam, während die sechzehnjährige Tochter Doris in dem Breslauer Mädchenpensionat noch ein Jahr lang aushalten mußte. Ja — mußte! Denn Doris Hardenberg puiete auf alle Großstadtbildung und fühlte sich stolz in dem Bewußtsein ein „ostpreußisches Bauern- nadel“ zu sein. Ein unbändiges Füllen war das was überflankte liebblonde Kommerzienrats- söhntlein — der Liebling und Schreden zugleich ihrer Lehrerinnen und des Vaters verhätscheltes Schötkind. Wenn zuweilen Klagen von der Pen- sionsvorsteherin über Doris jugenhaftes Wesen intrafen, fand Frau Hardenberg bei ihrem Gatten ein Gehör. Der blonde, schnauzbärtige Rede lachte los und meinte gelassen: „Gerda, laß mir das Mädel ungeschoren! Ich danke Gott, daß Dor' nicht anders ist. Wenn sie als Zierpuppe aus Bres- au heimkäm' — Himmel noch mal, ich glaube, ich würde schwarz vor Aerger. Dor' hätte eben ein Runge werden müssen. Das hat das Schicksal- walten verzieht, nun aber will ich nicht, daß sie ge- zängelt und geschurigt wird. Dummheiten macht Dor' nicht; dafür ist sie unsere Tochter, und damit ist's genug.“ Da hatte sich Frau Hardenberg fügen müssen, und allzu schwer war ihr dies auch nicht ge- fallen; denn wenn sie auch von etwas feinerer Art war als ihr Eheherr, so lag doch auch ihr ein ge- wisses stolzes Eigenbewußtsein im Blut, und sie hielt es bloß für ihre Pflicht, der allzugroßen Nachsicht des Vaters etwas mütterliche Strenge gegenüberzusetzen.

Bei den Söhnen war das nicht nötig; denen sah der Vater nichts durch die Finger. Daß sie es schon frühzeitig ernst mit dem Leben nahmen, da-

für hatte er allezeit gesorgt, ohne ihnen sonst die Lebensfreude zu beschränken.

Nun, am 3. Juli war mit der Morgenpost wieder einmal ein Schreiben vom Breslauer Pen- sionat an den Herrn Kommerzienrat Hardenberg eingegangen, und er hatte es, gleich den andern Briefen, ungelesen zusammengepackt, um es erst „drüben“, im Kontor des Mühlengebäudes einzu- sehen. Dort, an seinem Kuhl, nachdem eine gute Zigarre in Brand gesetzt war, nahm er natürlich den „Pensionatswisch“ zuerst vor; denn er befürch- tete, daß wieder einmal mit seiner Dor' etwas „los“ sein werde. Aber er schüttelte beinahe ent- täuscht den blonden Buschopf. Der Brief enthielt nur die knappe Anfrage: „Gestern hat sich mir ein junger Forststudent, namens Wladimir Kutowski, vorgestellt, der als Bruder der bei mir in Pension befindlichen Wilma Kutowski sich zugleich als ein Ihren wohlbekannter Freund Ihres Hauses aus- gegeben hat. Seine Bitte ihm die Schwester unter Begleitung einer meiner Lehrerinnen für etliche Tagesstunden freizugeben, habe ich erfüllt. Ohne Ihre Ermächtigung aber wage ich nicht, die gleiche Erlaubnis auch Ihrer Tochter zu geben. Sollten Sie keine Bedenken haben, erbitte ich rasche Nach- richt!“ usw. Was der Herr Kommerzienrat Har- denberg nach Lesung dieser Zeilen „halbblau“ dachte, sei hier nicht wiedergegeben, aber ein paar Minuten später diktierte er schon das Telegramm, daß Doris ohne weiteres der Obhut Wladimir Kutowskis anvertraut werden dürfe. Der Sohn seines alten Warschauer Geschäftsfreundes, des Getreide- großhändlers Stanislaus Kutowski war seinen Kin- dern ja wie ein Bruder befreundet, und schon manche Ferienzeit hatte er auf der Mühle verlebt. Was Wladimir aber jetzt in Breslau zu schaffen hatte?

Kaum eine halbe Stunde später sollte Herr Hardenberg es erfahren — und noch viel mehr. Ganz unerwartet fuhr in einem ratternden Miet- wagen Herr Kutowski junior an der Mühle vor und eilte, ohne eine Anmeldung abzuwarten, in das Privatkontor Herrn Hardenbergs. „Alle Wetter, das nehm' ich eine Ueberraschung!“ be- grüßte der Hausherr unter wiederem Händeschütteln den Gast. „Eben war ich mit Ihrem Sohn be- schäftigt, der in Breslau herumspircht, statt in Tha- randt zu studieren. — Was will der Malefizbum- melante denn dort?“ „Sollen Sie gleich erfahren, lieber Freund! — Aber sagen Sie, sind wir hier ganz ungestört und unbelästigt?“

Verwundert sah Herr Hardenberg in das ernste, erregte Gesicht, des sonst so ruhigen Mannes und erklärte lachend: „So ungestört, wie man nur sein kann! Außerdem aber können wir aber auch noch die Fenster schließen und die Türe zuriegeln, falls Sie etwa Staatsgeheimnisse auf dem Herzen haben.“ — „Ja tun Sie das bitte!“

Und dann saßen sich die Herren an dem kleinen, eleganten Eichentisch gegenüber; Herr Hardenberg

hatte einem Bandschränken eine Kiste Zigarren und eine Flasche Wein nebst Gläsern entnommen, aber Herr Rutowski machte eine ablehnende Bewegung. „Hören Sie, Freund Hardenberg, ich komme heute in tobernier Angelegenheit — es gibt Krieg! Ehe vielleicht der Monat noch um ist, schlägt Rußland los; es hat England und Frankreich hinter sich, und alles ist vorbereitet, um Deutschland und Oesterreich zu vernichten . . .“

„Erlauben Sie mal, lieber alter Junge, jetzt galoppiert Ihre Phantasie aber in Deubels Steppen hinein!“ — unterbrach Herr Hardenberg halb lachend seinen Gast. — „Nee, sie glauben doch nicht etwa im Ernst, daß das gemeine Verbrechen von Serajewo einen Weltkrieg nach sich ziehen wird? Solch eine Verantwortung auf sich zu laden, dazu würden wohl die gewissenlossten Kriegsbeher nicht den Mut finden. — Unsinn Rutowski, — wo haben Sie sich denn dieses Schauermärchen aufbinden lassen, he?“

Aber der schlaffe Mann mit dem feinen blaffen Gesicht, dem schwarzen, bereits an den Schläfen leicht ergrauten Lockenhaar und den in düsterem Feuer glühenden dunklen Augen, erwiderte in unerschütterlichem, feierlichem Ernst: „Ich glaube nicht, was ich Ihnen sage, sondern ich weiß es! — Hardenberg, wir kennen uns seit zwanzig Jahren. Sie wissen, daß ich Pole bin; ich habe Ihnen auch früher erzählt, daß ich zum altpolnischen Adel gehöre, und daß mein Urgroßvater durch zarische Willkür sein Landgut verlor, und infolge der Verarmung den Adel öffentlich nicht weiter geführt hat. Mein Großvater ist Kaufmann geworden und hat den Grund gelegt zu dem recht ansehnlichen Vermögen, das ich heute besitze. Neugierlich sind wir Russen geworden, aber das Herzblut eines Polen wird niemals russisch. Niemals — bei Gott nicht. Ich gehöre schon seit Jahren einer geheimen polnischen Verbindung an, deren Großmeister in Wien seinen Sitz hat. In Warschau habe ich mit Hilfe des „rollenden Rubels“ Freunde in den russischen Regierungskreisen gewonnen und erfahre da viel, unendlich viel. — Hardenberg, ich sage Ihnen, in jedem Russen lebt ein Judas Ischariot fort! — Diese Hundsfotte von Beamten mißtrauen mir und belauern mich; aber da sie meine Silberlinge nicht misßen wollen, verraten sie mir mit geradezu frecher Offenherzigkeit so manches, was streng gehütetes Staatsgeheimnis sein sollte. Sie fühlen sich als Herrn der Gewalt; diese Lumpen schmeicheln sich, daß sie im letzten Augenblick mich sicher genug fassen werden. Das soll ihnen aber nicht gelingen. Ich hab den Hauptteil meines Vermögens in Wien in Sicherheit gebracht, und sobald unsere Zeit gekommen ist, werden wir russischen Polen nach Oesterreich übertreten und dort eine Legion bilden, die mit Helfen wird, die Barbarei des Jarentums niederzuringen. — In Deutschlands Heer einzutreten ist uns nicht bewilligt worden — leider! So werden wir unter der Fahne der Habsburger für das gleiche Ziel kämpfen. — Alles ist vorbereitet; ich muß des Befehls unseres Großmeisters jeden Tag gewärtig sein, und darum bin ich hier, von Ihnen etliche Freundesdienste zu erbitten. — Darf ich sprechen und hoffen Hardenberg?“

Herr Joachim Hardenberg war weit entfernt, an eine nahe Kriegsgefahr zu glauben; aber in dem Wesen des Polen lag ein gewisses Etwas, das mit geheimnisvoller Gewalt auch ihn ernst stimmte, und so erwiderte er nachdenklich: „Sie dürfen auf mich zählen in allem, was nicht etwa gegen meine Pflicht als Deutscher verstößt.“

„Selbstverständlich! Ich danke Ihnen; ich mußte, daß ich auf Sie rechnen durfte. Ich bitte Sie um nichts weniger als daß Sie meine Tochter in Ihr Haus aufnehmen und Vaterstelle an ihr vertreten, bis der Krieg vorbei ist. Und sollte ich bleiben, dann wäre ich Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie das Amt auch weiter behalten würden. Ich bitte um viel — ich weiß es! Aber Gott wird's Ihnen lohnen, und Wilma wird es Ihnen leicht machen. Wie ich Ihnen schon sagte ist mein Vermögen völlig sicher gestellt; der Wiener Notar Leon Tscharnowsky ist mein Sachverwalter. Er weiß in allem Bescheid und wird sich mit Ihnen, sobald es nötig ist, sofort in Verbindung setzen. — Hardenberg, ich habe um meine früh heimgegangene Gattin zu trauern nicht aufgehört; jetzt danke ich dem Himmel, daß meine zarte, sanfte Josepha die heranziehende Winternacht nicht miltzuerleben braucht. Meine Kinder sind härter als sie — mehr von meiner Art. Wladimir wird beim ersten Sturmzeichen nach Oesterreich übertreten, und ich gleich mir, zur Polenlegion melden. Um das mir ihm zu besprechen, habe ich ihn nach Breslau bestellt. Aus Gründen der Vorsicht konnte ich aber erst heute nacht fort, und morgen abend muß ich auch wieder in Warschau sein, um meinen Verdacht aufkommen zu lassen. — Kleine Geschäftsreise verstehen Sie?“

Herr Hardenberg nidte und rieb sich die Stirn. Er behauptete, er brauche jetzt unbedingt etwas „Gehirnölung“, und auch der Gast ließ sich gefallen, daß nun die Gläser voll geschenkt wurden und eine Zigarre ihren Daseinszweck erfüllte. Ueber die Angelegenheit, soweit sie die Kinder Herrn Rutowskis betrafen, wurden die Freunde bald einig, und in dem Privatschrank des Mühlensbesizers fand ein versiegeltes Paket des Großkaufmanns einen sicheren Platz.

Aber Herr Rutowski hatte noch mehr auf dem Herzen — Geschäftliches. „Bestellen Sie bei mir sofort telephonisch zehn Waggons Weizen und ebensovviel Roggen und Hafer. — Sie werden brauchen, trotz der guten Ernte, die Deutschland haben wird, Rußland aber sieht einer Mißernte entgegen, und die ist gut zu seinem Verderben. Sagen Sie in Ihrer Bestellung auch sofortige Bezahlung zu! Das macht den Verkauf meiner Vorräte unverdächtig. — Aber ans Bezahlen denken Sie beileibe nicht! Sie müssen sich von mir mahnen und sogar verklagen lassen — jawohl verklagen! Denn ehe die Klage ins Rollen kommt, ist tolsicher Krieg da, mein Guthaben hier ist beschlagnahmt durch die deutsche Regierung, und das Weitere besorgt mein Wiener Notar.“

Der blonde ostpreussische Neffe rieb sich jetzt mit verdoppelter Kraft die Stirn und schaute unter ärgerlichem Lachen: „Donnerheil noch mal, Rutowski, jetzt weiß ich nicht, bin ich ein Schafkopplapp, oder sind Sie ein Deubelsbraten?“ — Da

lachte der Pole zum ersten Mal ehrlich lustig auf. — Zur Hälfte haben sie recht, alter Freund — insoweit nämlich, als ich in Betracht komme! Aber nicht etwa im Verhältnis zu Ihnen möchte ich auf den „Deubelsbraten“ Besatz legen, sondern nur in meinem Verhältnis zu Rußland. Für die Ihnen aufgedrungene Getreideausfuhr habe ich nämlich hier zugleich eine Schenkungsurkunde an den Preussischen Staat, die Sie von vornherein von jeder Zahlungspflicht frei macht. Nehmen Sie, bitte, diesen deubelsmäßigen Wisch in Empfang, und legen Sie ihn bei Gelegenheit vor! — Dann haben Sie eine deutsch-patriotische Tat getan, zugleich im Interesse der Polen, die danach zittern, das russische Joch endlich abzuwerfen. — Und dann noch eins. Schieben Sie alle Ihre Lagervorräte von hier ab ins Landinnere! Auch für Sicherung Ihrer Kasse, Ihrer Pferde usw. seien Sie bedacht — und das bald! Haben Sie Obacht auf jeden Fremden — Spione im Solde Rußlands sind bereits massenhaft



— „als in wildem Galopp auf abgesträngtem, schweißbedecktem Aktergaul ein Landarbeiter in den Hof sprengte.“ — Seite 59.

den ostpreussischen Grenzgebieten bei der Arbeit. — Lächeln Sie nicht so ungläubig, Hardenberg, ich schwöre Ihnen bei meiner Seligkeit, daß es bitterer Ernst ist, und daß ich Ihnen das Versteckste der Zeit ist, wann der Sturm losbrechen wird. In Tagen schon kann's sein, aber in wenig Wochen!

Unwillkürlich war Herr Joachim Hardenberg in den laun seines Gases geraten, und manches kleine Begebnis, das ihm in letzter Zeit vergebend ein Kopfschütteln abgenötigt hatte, erschien ihm jetzt mit einem Male in einem andern Lichte. Spione sollten im Lande sein? Donnerwetter, da waren die jungen Vermessungsingenieure, die er eglos vor vierzehn Tagen noch zu einem Abendmahl eingeladen hatte, am Ende auch solche Alunken gewesen? —

Herr Autowski meinte ärgerlich: „das ist gar nicht unwahrscheinlich. — O, ihr Deutschen, ihr eibt leider Gottes harmlose Kinder und merkt in Strid erst, wenn er euch bereits den Hals halb abgedreht hat! — Hardenberg, lieber alter Freund, beschwöre Sie, halten Sie Augen und Ohren offen! Vor uns liegt eine blutige Zukunft, schwerer als die Zeit von 1813. — Jetzt geht es um Sein und Nichtsein von Deutschland und Oesterreich und damit um den Sieg der Geistesfreiheit, der Kultur und der wahren Ideale! — Das Schicksal Europas wird durch Deutschlands Waffen entschieden werden. — Und Deutschland sollte siegen, wenn ohne Deutschland würde der russische Gnuten-

losak im Verein mit dem englischen Krämer regieren, und die ganze Weltkultur sänte um Jahrhunderte zurück.“ Wie ein Seher stand der schlaffe da — aus dem feinen blaffen Gesicht leuchteten in unheimlichem Glanz die dunkeln Augen; der redendste Ostpreuze zwirbelte seinen blonden Lippenbart, und mit tiefgefalteter Stirn blickten seine blauen Germanenaugen scheinbar ins Leere, desto nachdrücklicher aber — nach innen. —

Lange noch saßen die beiden Freunde in ernster Beratung beisammen, dann verabschiedete sich Herr Autowski; mit hinüber ins Landhaus zu kommen, schlug er aus. „Nehmen Sie's mir nicht übel, Hardenberg, und entschuldigen Sie mich unter vielen ergebensten Grüßen bei Ihrer lieben Gattin — aber die Zeit drängt! Ich muß nach Johannesburg zurück und habe dort noch eine Unterredung mit dem Deutschpolen Torwensky, und dann muß ich schleunigst nach Breslau. Sonst wird mein Herr Julius ungeduldig. — Also vergessen Sie

nicht, Hardenberg, was wir verabredet haben! Sie werden meine Mahnbrieife um Zahlung stets mit binhaltenden Worten beantworten, nicht wahr? Aber sobald Sie ein Telegramm oder einen eingeschriebenen Brief erhalten, in dem Ihnen mit Klage gedroht wird, wissen Sie, daß dies das Signal ist: dringende Gefahr! Dann handeln Sie rasch — ohne Verzug! — Versprechen Sie mir's.“ „Nun ja doch. Hier haben Sie meine Hand drauf! Wenn ich auch ehrlich gestanden, an Ihre Ankündigung nicht glaube, so haben Sie mir doch meine schöne behagliche Ruhe vergrault, und der Kriegsschloß, den Sie mir ins Ohr gefetzt haben, wird mich nun Tag und Nacht krabbeln. Nun, seien Sie nur beruhigt — ich nehm's ernst. Sie hoben ja ganz recht, dicht an der Grenze ist Vorsicht besser als Nachsicht. — Also Gott befohlen, Autowski. Das Schicksal wird mich gewappnet finden. Und nun grüßen Sie die beiden Pensionismädel und wirken Sie ihnen aus, daß sie schon am zehnten Juli in die Ferien reisen dürfen. Am zwölften hat mein Vesteher Geburtstag, und da schindet er doch sicher ein paar Tage Urlaub heraus. Da wärs für ihn natürlich eine hübsche Ueberraschung, wenn die beiden Mädels dabei wären. Mit denen kommt ein bißchen Leben in die Hude!“ Herr Autowski versprach den Auftrag auszuführen, und dann ratterte sein Mietswagen dank des verheißenen guten Trinkgelds mit geradezu halbsprecherischer Eile davon.

—

Herr Joachim Hardenberg aber lief eine ganze Weile in dem kleinen Gemach auf und ab wie ein Löwe im Käfig; er riß die Fenster wieder auf, redete und dehnte sich und schnaufte, und schließlich hieb er derb mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten: „Donnerkeil noch mal, der alte Rutowski hat mich wahrhaftig ganz verdreht gemacht! — So 'ne Gelei, an das Geunke zu glauben! — Einfach Unsinn!“ Damit trank er noch ein Glas Wein und stapfte dann pfeifend ins Mühlengebäude. Dort bei dem gleichmäßigen jaustenden Surren und Stampfen der Mahlmaschinen fand er schließlich sein Gleichgewicht wieder. Wie immer hatte er für jeden seiner Leute ein heiteres, freundliches Wort; aber dann, als er zu den vollgelagerten Speichern ging, wurde er wieder nachdenklich. Hier lagen Tausende von Wert in den prallen Säcken. Wenn da der Feind dran käme?

Erst war Herr Hardenberg fest entschlossen gewesen, seiner Frau von der „Unferei“ des Polen nichts zu erzählen. Als er aber beim Läuten der Mittagsglocke hinüber nach seinem Landhaus schritt, kam er zu dem Entschluß, es doch zu tun. Er wußte, Frau Gerda war eine echte Ostpreuzin; die ließ sich nicht bange machen. Er sprach ordentlich danach, von ihr weidlich ausgelacht zu werden. Aber — Frau Gerda Hardenberg lachte nicht. Sie ängstigte sich nicht, aber sie meinte in ihrer kurzen, ruhigen Art, daß es gut sei, Herrn Rutowski's Warnungen zu beachten; und infolgedessen wurden schon in den nächsten Tagen weittragende Maßnahmen getroffen.

Nun waren Doris und Wilma in der Mühle eingetroffen. Die Pensionatsvorsteherin hatte ihnen gern den erbetenen vorzeitigen Ferienurlaub bewilligt, und jetzt sollte sich die schlaffe, blonde Doris vorerst einmal gründlich aus. Alle Lieblingsplätzchen wurden besucht, in den Ställen, in den Speichern und im Mühlengebäude stöberte sie herum, und überall begrüßte sie die Leute als alte Freunde und hatte für jeden ein Späßchen bereit — sogar mondmal ein ziemlich verbes. Sie war eben die Tochter des Herrn Joachim Hardenberg. Aber wo sie hinkam, trahlten die Gesichter, und schmunzelnde Blicke folgten ihr nach.

Auch schon äußerlich sehr viel anders war ihre Freundin. Sie war kleiner und zierlicher, ihr schwarzes, sorgsam frisiertes Haar und ihre ernst, dunklen Augen gaben dem feingeschnittenen blassen Gesicht im Verein mit ihrem ruhigen, aber gemessenen Benehmen trotz ihrem jugendlichen Alter schon einen gereiften Ausdruck, der eigentlich erst späteren Jahren zu eigen ist. Freilich Wilma Rutowski hatte schon Schmerz erlebt. Sie hatte die Mutter langsam an zehrender Krankheit dahinsterben sehen, sie mußte auch von des Vaters politischer Verbindung, und sie bangte für seine Freiheit und sein Leben. Erst in der Pension war sie etwas jugendlich froher geworden, und das sonnige, sorglose, jugendhafte feste Wesen Doris Hardenbergs war geradezu ein Heilmittel für sie gewesen. Aber auch sie übte manchen guten Einfluß auf den ostpreußischen Wildfang aus. Wilmas schwiegsame Art, ihr sanftes Bitten erreichte bei Doris mehr als ernste

Ermahnungen und Tadel seitens der Lehrerinnen. So ergänzten sich die beiden jungen Mädchen in glücklichster Weise; und auch jetzt, in der Mühle, ging zwar jedes seiner Neigung nach, aber dann fanden sie sich wieder harmonisch zusammen. Wilma fühlte sich glücklich, der Frau Hardenberg in ihren hausfraulichen Besorgungen zur Hand gehen zu dürfen; dafür hatte Doris noch wenig Sinn. Als aber das Telegramm eingetroffen war, daß Bruder Egon zwei Tage „Geburtsurlaub“ erhalten habe, da war auch sie mit einem Male reger geworden. Beim Kuchenbacken und Zimmerverrichten war ihre „Hilfe“ eher das Gegenteil gewesen aber das Herrichten des Beschrifteten, das war ihre Sache! Und dann galt es Blumen zu holen. „Wir brauchen Blumensträuße und einige Girlande über das Gartentor!“ erklärte sie. „Nicht wahr, Wilma, du hilfst 'n bißchen?“ „Natürlich.“ Doris begnügte sich damit, Blumen und Zweige zu schneiden, das Binden aber überließ sie Wilma. „Wilma, dazu bin ich zu tappig — das ist was für deine künstlerischen Fähigkeiten!“ schmeichelte sie lachend. „Und dann ist's ja doch für Egon! Für den machst du's gewiß besonders schön. Ihr beiden tugend samen Mustermenschen, habt ja schon immer was für einander übrig gehabt. — Wilma, wenn du meine Schwägerin würdest, freut ich mir 'n Loch ins Bein.“ Mergelich wehrte Wilma ab: „Unband du! Vorläufig hast du dir ein Loch in deinen Rock gefreut. Wollst du nur so wild in dem Rosengebüsch herumturnen! Wenn du nun gescholten wirst, hast du verdient.“ „Brrr. Nicht brummen, Wilma! Das Loch, das übrigens erst bloß 'n Löchelchen wert' ich mir höchst eigenhändig stopfen, und für erie, daß Mutter nicht sieht, kleb' ich Bestplaster unter. — Das geht sein, sag' ich dir!“

Nun mußte Wilma lachen. „Du bist und bleibst eben eine unverbesserliche Ränge.“ Dagegen hatte Doris nichts einzuwenden. —

Und dann traf der Bruder ein, der Jäger auf dem Pferd. Ein hagerer, traffer Geiell mit etwas schärfgeschnittenem Gesicht, lichtblond das kurze Haar, eine energische Falte zwischen den Augen, die blauen Augen voll metallischen Glanzes und die über den trutzigen Lippen ein flottes Stubbärtchen. Bei oberflächlicher Betrachtung mochte er als verjüngtes Ebenbild des Vaters gelten; aber sein Gesicht trug die härteren Linien, seine Manieren waren feiner. Im Grunde seines Herzens haderte er mit dem Schicksal, daß er einmal der Geschäftsnachfolger des Vaters sein sollte. Die militärische Laufbahn hatte er mit allen Fibern seines Geistes erstrebt, aber des Vaters eiserner Wille hatte ihn ihm nur gestattet, Reserveoffizier zu werden. Selbst über hundertundfünfzig Jahren war die im Anfang kleine Hardenberg-Mühle vom Vater auf den ältesten Sohn vererbt worden, und so sollte es weiter bleiben. Dieser alten Familientradition hatte sich auch Egon gefügt, wenn auch nicht ohne harten inneren Kampf. Nun war er zum ersten Male mit Knopf und Dresse als Brigadiermeister daheim, und sein vom Dienst tiefgebräuntes Gesicht hatte einen frohen, stolzen Ausdruck. „Hardenberg, wenn's etwa in nächster Zeit zum Losschlagen kommt, müssen Sie als Offizierstellvertreter“

„aus!“ hatte sein Rittmeister zu ihm gesagt. Darum kann ich Ihnen auch bloß zwei Tage Urlaub geben, und die nicht einmal gern. Sie wissen, wie's gemeint ist, Hardenberg! Wir, an der Grenze, müssen zuerst in den Sattel, und da ist's gut, wir nehmen's mit dem Dienst jetzt doppelt hart.“

Die Worte des Rittmeisters waren für Egon das liebste Geburtstagsgeschenk gewesen, und er hatte sogar auf den Urlaub ganz verzichten wollen. Aber da war der Rittmeister dagegen gewesen. Mein, die zwei Tage kloppen Sie schon wieder weit, gehen Sie nur! Der Teibel kann wissen, ob Sie so bald wieder heimkommen. Also genießen Sie Muttern mit Berstand und richten Sie ergebenste Grüße allerseits aus. Wenn Frieden bleibt, hoff' ich wieder auf eine Einladung zur Jagd — vergessen Sie das nicht, Hardenberg! Das hatte Egon natürlich nicht vergessen; aber auch nicht die Mahnung, „Muttern“ mit Berstand zu genießen — das hieß so viel wie „die Heimat“. Darum war er liebevoller und weicher, als es sonst seine Art war; und auch daß er Wilma antraf, stimmte ihn offenbar besonders gut.

Die Mutter war glücklich, daß ihr Liebling diesmal gar keinen Besuch in der Nachbarschaft abtätete, sondern sich wie ein großer Junge von allen häßlichen Lieb- und hüßlich dabeim blieb, was er sonst nie fertig gebracht hatte. In Gegenwart der Frauen ließ er sich über „Kriegsbesorgnis“ nicht abfragen, als ihn aber der Vater einmal mit hinüber in sein Privatkontor gelockt hatte, da machte er kein Hehl daraus, daß in seinem Regiment die Meinung vorherrsche, die russischen Rittungen würden vielleicht einen sehr jähen Friedensbruch herbeiführen. Und nun berichtete der Vater von der Warnung des Herrn Rutowski und ägte zögernd hinzu: „Ich habe mich wahrhaftig an dem ollen Unglücksraben verdreht machen lassen und bin im Begriff meine gesamten Speichervorräte nach Berlin abzuschicken. Das Lagerhaus Herwald und Sohn hat mir ein annehmbares Angebot gemacht. Sollte es zum Kriege kommen, dann würden die steigenden Getreide- und Mehlpreise die Mietkosten decken. Andernfalls aber bin ich „Laderte“.“ „Ich denke, das wirst du nicht ein, Vater,“ erwiderte Egon ernst. „Ich rate dir, auch die Pferde in Sicherheit zu bringen; nach Abgabe der Vorräte brauchst du sie ja doch nicht. Nur das Auto würde ich behalten und stets grachtsfertig halten. Und dann wär's wohl auch gut, wenn du dich mit Waffen und Munition verorgtest. Unter deinen Leuten sind viele Reservisten, die bei einem unerwarteten Einbruch des Feindes recht gut ihren Mann stellen können.“ „Junge, du bist noch schlimmer als der Rutowski!“ höhnte halb lachend der Vater. „Nee, so ins Bodsdorn laß' ich mich denn doch nicht jagen.“ Egon hand auf; über das Thema noch lange zu sprechen widerstrebte ihm, und so sagte er nur kurz und eindringlich: „Onkel hat mir als mein Oberst verboten, euch mit „Kriegsgewäsch“ zu beunruhigen; als unser Verwandter hat er mir aufgetragen, die Vorsichtsmaßregeln anzuempfehlen. Du würdest selbst am besten wissen, was du darunter zu verstehen und dann zu tun hättest.“ Der

Kommerzienrat zwirbelte seinen derben blonden Schnurrbart und spitzte die Lippen zum Pfeifen — ein Zeichen, daß er sehr erregt war. Dann stand auch er plötzlich auf und schlug seinen Sohn auf die Schulter. „Also gut, Junge — ich werde alles besorgen. Und damit basta! Nun troll' dich aber wieder zu Muttern hinüber, denn da du heute abend schon wieder fort mußt, hat sie ein Recht auf dich — ich komme gleich nach.“

Der Juli ging zu Ende, und der politische Himmel über Europa hatte sich weder aufgeläutert noch wesentlich verdüstert — wenigstens anscheinend nicht. Herr Hardenberg aber hatte seine Speichervorräte nach Berlin überführt und seine Pferde bei einem befreundeten Landwirt in der Nähe von Breslau untergebracht. Die Mühle ging bloß noch mit halber Kraft, und die unverheirateten Arbeiter waren entlassen worden. Er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er mit der Kriegsgefahr rechne, und hatte auch den Hurnachbarn Vorsichtsmaßregeln anempfohlen. Einige hatten die Mahnung beachtlich gefunden; zu denen aber, die über die „Angstmeierei“ gelacht hatten, hatte auch der Oberförster Hendricks gehört, der von der russischen Grenze nur eine Stunde entfernt war.

Frau Hardenberg zeigte sich in diesen Tagen banger Narbe als echte Ostpreußin; gelassen und unvorsichtig brachte sie mit Hilfe des alten Mühlenfaktotums, des Torwächters Garnaß, alle Wertgegenstände in dem Geheimkeller unter, der auf dem Grundstück schon seit 1812 bestand, und dessen Eingangsklapptür jetzt zwischen Hollunderbuschwerk im Hintergrunde des Gartens lag. Dieser Versteck, mit Erde und Laub überdeckt, war so leicht nicht aufzuspüren. Dabei wußte Frau Hardenberg ihre Tätigkeit so einzurichten, daß sie unbemerkt blieb. Es lag ihr daran, daß vor allem die Kinder nicht beunruhigt würden; und da nun Gottfried, der Kadett, „auf Ferien“ da war, gelang ihr das leicht.

Gottfried war ein rastlos unternehmungslustiges Bürschchen — immer voller Pläne wie die Schwester; und den Schmeichelninten der beiden Taufwände widerstand auch die erstere Wilma nicht. Sie ließ sich mit hinausziehen auf die Wiesen, um beim Heumachen zu helfen, mit in den Wald, um Pilze und Beeren zu sammeln, mit an die verstreuten kleinen Teiche, um Fische zu fangen oder eine Wildente zu schießen. Das heißt, das Schießen besorgte nur Gottfried, der stolz darauf war, schon ein ganz trefflicherer Schütze zu sein. „Ich muß mich üben,“ erklärte er sehr ernsthaft. „Wenn's Krieg gibt, muß mich Vater mit ins Feld ziehen lassen. Ich bin doch schon vierzehn Jahre alt und ein strammer Kerl. Da braucht ihr beiden gar nicht zu lachen.“ Aber sie lachten doch, und die Schwester spottete: „Schieß' du nur lieber Wildenten, statt Russen, mein lieber Meiner! Da haben wir wenigstens was zu essen, und Vater gibt dir obendrein noch eine halbe Mark für jedes Stück. — Aber ins Feld gehört so ein Amiros noch nicht.“ Der Kadett war beleidigt; als er sich später aber an den Vater wandte, ob er als junger Kriegsfreiwilliger mit ins Feld dürfe, wurde er ebenfalls ausgelacht. „Nee,

mein Junge, damit ist's nichts. Aber im Schießen magst du dich immerhin üben. Wer weiß, ob wir nicht etwa ungeladenen Russenbesuch bekommen, und dann magst du meinetwegen mitplätzen. — Ich will der Vorsicht halber auch unzeren Leuten Gelegenheit geben, sich etwas einzuschießen, und auf der hinteren Wiese ein paar Scheiben aufstellen. Da darfst du mitun.“ Gottfried war halb getrüftet, schließlich war das Scheibenschießen doch wenigstens eine „männerwürdige“ Unterhaltung. — Der Scheibenstand war bald errichtet, und da die bestellten Gewehre nebst reichlicher Munition eingetroffen waren, wurde noch am selben Abend das erste Probesschießen abgehalten. Die Feierabendglocke läutete ja jetzt schon um 6 Uhr; da blieb dann noch lange Zeit für die Übungsnallerei. Alle waren mit Leib und Seele dabei und am letzten Sonntag im Juli gab's dann sogar ein kleines Preisschießen, zu dem auch Oberförster Hendrids und ein paar Nachbarn kamen. Am Waldbrande lagerte ein großes Faß Bier, ein langer Tisch und ein paar Bänke waren rasch zusammengestellt und eingerammt worden, und zum Vesper gab's Berge von belegten Broten. Fröhliches Treiben herrschte und niemand ahnte, daß schon in wenigen Tagen der blutige, bittere Ernst des Krieges dort seine ersten Opfer fordern würde. —

Zwei der verabredeten Mahnbrieife hatte der Mühlenbesitzer bereits von Herrn Rutowski erhalten; nun traf am Dienstag die Alagedrohung ein, und das war das Signal: Die Gefahr ist nahe! Umsonst jedoch suchte Herr Hardenberg seine Frau zu bereden, mit den Kindern und Wilma nach Berlin zu reifen, wo ja Verwandte wohnten, aber Doris und Gottfried waren geradezu entriistet über die Zumutung, den Vater allein zu lassen. „Na, dann bleibt ihr eben, ihr Dickköpfe!“ gab der Vater schließlich ärgerlich lachend nach; er hatte es eigentlich gar nicht anders erwartet. Aber für die Tochter seines Geschäftsfreundes mochte er die Verantwortung nicht tragen; wenigstens sie sollte in Sicherheit gebracht werden. Doch hier gab's erfolgreichen Widerstand. Wilma häfelte sich fest in Doris Arm und erklärte lächelnd, aber entschlossen: „Nein, fortgeschiden lasse ich mich nicht, Herr Kommerzienrat! Wo Doris ist, bleibe ich auch. — Der Vater hat mich ja schon in Breslau in alles eingeweiht, was seiner Vermutung nach kommen muß, und ich habe gar keine Angst! Der Vater hat mir auch ein versiegeltes Patet eingehändigt — darinnen sind meine Kopypapiere, sowie ein amtliches Schriftstück des Notars Tsharnowsky, daß mein Vater sowohl als mein Bruder Mitglieder des österreichischen Polenklubs sind, die bei Kriegsausbruch verpflichtet und berechtigt sind, unter Oesterreichs Fahne eine Polenlegion im Kampfe gegen Rußland zu bilden. Daraufhin hat der Vater für mich von der preussischen Behörde einen Erlaubnischein erwirkt, daß ich mich auch während des Krieges in Preußen trotz meiner russischen Staatsangehörigkeit aufhalten darf. Ich glaube, der Augenblick ist da, wo ich Ihnen das Patet überreichen soll. Darf ich, Herr Kommerzienrat?“ „Schickschwerenot meinetwegen!“ knurrte Herr Hardenberg in drohligen

Grimm. „Neben können Sie wie ein Advokat, Sie kleine Polentkabe, und da ist so'n einfacher ostpreussischer Müller natürlich aufgeschnitten.“ Wilma hatte gewonnen. In den lauten übermühten Siegesjubel von Doris und Gottfried stimmte sie jedoch nicht mit ein; ihre dunklen ernsten Augen behielten den wehmütig versonnenen Ausdruck, der ihnen eigen war und sie älter erscheinen ließ, als sie war. Noch am selben Abend traf ein Telegramm aus Wien ein: „Bin hier, auch Wladimir. Zurück gibt's nicht mehr. Heil Oesterreich! Rutowski.“

Dieses kurze Telegramm verstand Wilma rascher und besser als die andern. „Es sagt“ — erklärte sie mit bewegter Stimme — „daß der Krieg in Rußland eine beschlossene Sache ist, und daß der Vater noch rechtzeitig nach Oesterreich übertreten ist, und daß auch Wladimir sich bereits in Wien befindet. Offenbar herrscht auf dem Telegraphenamt schon die „Zensur“, und so durfte der Vater nichts weiter melden.“ „Himmel nochmal, ist so'n Pensionsmädel gescheit!“ rief Herr Hardenberg in ehrlicher Bewunderung. „Jetzt will ich aber doch gleich per Telephon mit dem Landratsamt und dem Bezirkskommando sprechen. Die müssen doch auch wissen, was in der Welt vorgeht, und der Teufel soll sie holen, wenn sie mich an der Grenze ohne jede Warnung lassen — uns, die wir zuerst unser Zell zu verteidigen haben werden!“

Nicht eben in sanftester Stimmung rannete Herr Hardenberg zum Telephon. Vom Landratsamt her kam die Antwort: „Vom Kriegsausbruch ist hier noch nichts bekannt. Schutzmaßregeln können erst nach ergangener Kriegserklärung erlassen werden.“ „Dann scheinen Sie weniger zu wissen als einfache Privatleute anderswo, und ich werde mich an höhere Stelle wenden!“ schnauzte Herr Hardenberg wütend in den Apparat und klingelte sehr kräftvoll ab. Vom Bezirkskommando erhielt er schon eingehendere Nachricht. Ja, die deutsche Heeresverwaltung machte sich bereit zum Losschlagen. Die Grenzschutztruppen würden bereits von morgen an wesentlich verstärkt — der Herr Hauptmann der Landwehr könne bereits „unter der Hand“ auf den Einberufungsbefehl rechnen und auch andere darauf aufmerksam machen. „Gut, wird gemacht!“ schnauzte Herr Hardenberg befriedigt in den Apparat. „Wenn aber etwa ein unerwarteter Grenzüberfall stattfinden sollte, wie habe ich mich da zu verhalten?“ „Sie haben militärische Kommandogewalt und dürfen die Verteidigung Ihres Landstrichs in jeder Weise vornehmen.“ „Übrigens, Herr Hauptmann, nur „kalten Kopf“ bewahren!“ „Ja! Is aber verdammt schwer bei dieser Tropentemperatur!“ gab Herr Hardenberg zurück und klingelte diesmal sehr friedlich ab. Nun wußte er doch, daß Herrn Rutowskis „Sturmsignale“ nicht bloß „Wind“ waren. Leise piffte er einen Militärmarsch vor sich hin, und dann ging er, um das zusammengeschmolzene Häuflein seines Personals zusammen zu rufen. Mit kurzen, markigen Worten erklärte er sie über die Nähe der Gefahr auf, und die Militärpflichtigen wies er an, sich auf die Mobilmachung vorzubereiten. Sie

sollen nur kommen, die Lausj-Russen — wir werden schon dafür sorgen, daß ihnen das Fell nimmermehr juckt!" sagten die Mühtknappen. „Daß sie's aber wagen, mit uns anzubinden, das werden wir wohl nicht erleben." „Um so besser," nickte Herr Hardenberg. „Jedenfalls halte ich von heute ab in der Speicherkammer Gewehre und Munition bereit. Ich rechne darauf, daß ihr bei Gefahr nicht den Kopf verliert, Leute." Das sollte gewiß nicht geschehen. Angsthäsen wären sie alleamt nicht.

Die nächsten Tage vergingen in unge störter Ruhe, die Zeitungen aber begannen in besorgterem Tone zu reden, und von Egon traf aus Königsberg ein Brief ein, der erkennen ließ, daß im Heere jede Aussicht auf Erhaltung des Friedens geschwunden war.

„Wir schlafen mir noch mit wachen Ohren" — schrieb Egon — „und sind jeden Augenblick des Alarms gewärtig. Ich bin Offizierstellvertreter, und wenn ich ins Feld rüde, dann bangt Euch nicht um mich, liebe Eltern! Ich werde meine Schuldigkeit als Soldat mit Freuden tun. — Am liebsten ritten wir Königsberger schon heute los — Gott gebe, daß wir uns gesund wiedersehen und daß wir Soldaten unserm Kaiser und unsern Vaterlande recht bald zu Sieg und Frieden verhelfen! Vorläufig letzte herzliche Grüße — auch an Wilma und die Geschwister — von Euerem dankbaren Sohn Egon."

Dieser Brief wirkte wie eine Bombe. „Also wird's doch ernst!" brunnnte Herr Hardenberg, sich über die Augen streichend. „Mein armer, lieber Junge, daß du so frühe dem Tode entgegenreiten mußt! — Na, das ist eben Mannespflicht. — Da will ich meinen Waffenrock nun auch herausholen lassen, denn mich alten Krauter braucht der Kaiser doch auch noch. — Himmel nochmal, wenn nur mit den Weißleuten kein Gezeter losgeht. Davor fürchte ich mich mehr als vor dem schlimmsten Artilleriefeuer. Aber Herrn Hardenbergs „Fürcht" war umsonst gewesen. Ostpreussische Frauen sind tapfer, und Frau Gerda faltete nur still die Hände, als sie des Sohnes Brief gelesen hatte. Sie wußte, daß er absichtlich so knapp und kühl geschrieben hatte, um ihnen daheim das Herz nicht schwer zu machen. Und dann sah sie zu ihrem Mann hin-

über. „Und dich muß ich auch hergeben, Joachim," sagte sie mit leiser, bebender Stimme; „daß Gott mir nur Kraft gibt, dies alles zu tragen!" „Er wird's schon, meine tapfere Lebenskameradin. Ich rechne auf Dich! Du mußt eben jetzt, wie so oft schon, ein „ganzer Kerl" sein, Gerd', ich wünsche bloß der Kinder und Wilmas wegen, daß Ihr schon in Berlin wäret. — Wer weiß, ob sich dazu noch sichere Gelegenheit bietet, wenn wir bis zuletzt warten." „Aber wir werden warten, Joachim — noch sind die Würfel nicht gefallen, und im übrigen müssen wir eben Gottvertrauen haben."

„Nu ja doch, Gerd', hab' ich doch auch! Also Schluß mit dem Trübsal blasen. Die Kinder brauchen jetzt noch nichts zu erfahren; nur dürfen sie unser Grundstück nicht mehr verlassen. Hausarret,

G. rd'! Du wilst's deichseln." „Zu wohl." Frau Gerda nickte. Wie schwer ihr das Herz war, brauchte niemand zu wissen. Wilma lägte sich leicht, aber Doris und Göttried waren nur mit Mühe zu bändigen; dann plätschten sie ihren „Freiheitsbeschränkungegröll" auf der Schiefertafel aus.

Feierabend und Telefonamtsschluß waren längst vorbei, als es plötzlich einen „elektrischen" Mordsspektakel in in der Mühle gab. Die Kommandanturbefehle zu Johannisburg hatte angerufen. Herr Hardenberg war schnell am Apparat. Es wurde

angefragt, ob er eine halbe Compagnie Infanterie ins Quartier nehmen könne. Der Grenzschutz solle durch verdoppelten Patrouillendienst verschärft werden. Natürlich war Herr Hardenberg dazu bereit. Die nötigen Besprechungen erledigten sich glatt; wann die Einquartierung eintreffen würde, konnte nicht bestimmt werden, doch wahrscheinlich noch im Laufe des nächsten Vormittags. Herr Hardenberg fragte noch, wie denn das „politische Barometer" stände. Da kam die knappe Antwort: „Auf Sturm und Gewitter!" und dann wurde abgehängt.

Die angesagte Einquartierung erheischte rasche und vielseitige Vorbereitungsstätigkeit, aber Frau Gerda nahm diese Last mit Freuden auf sich. Da stand die Mühle ja dann unter militärischem Schutz, und dies war für's erste immerhin ein Trost. Bis spät in die Nachtzeit hinein wurde der linke Speicher zu militärischen Wohnräumen vorgerichtet;



— „und mit lautem Ruffschrei sank der Kosakenoffizier vom Pferde.“ —
Seite 60.

Strohschütten und Lagerdecken wurden zusammengetragen, sogar die Gartentische und -stühle schleppte Gottfried herbei und „requirierte“ alle Schüsseln und Eimer als Waschgeräte. Doris und Wilma halfen ebenfalls unermüdet, bis endlich Herr Gartenberg kommandierte: „Das Ganze halt! — Marsch-marsch ins Bett!“ Da wurde bald Ruhe. Freilich nur scheinbar, denn auf allen lagerte mehr oder minder die Vorahnung kommenden schwerer Ereignisse. Schließlich war es bloß das glückliche Jugendvölkchen, das einen gesunden Schlaf fand; dem fehlte noch das Verstehen für den furchtbaren Ernst, den das Leben haben konnte, und das Wort „Krieg“ löste bei ihm nur erst phantastisch-abenteuerliche Vorstellungen aus, die weit entfernt waren von den Schreden der Wirklichkeit. Aber das war gut so. Des Schicksals Rauheit ergreift jeden noch zeitig genug.

Am andern Morgen stieg die Sonne des ersten August ebenso strahlend am wolkenlos blauen Himmel empor, wie sie fast den ganzen Juli hindurch in friedvoller Schönheit geleuchtet hatte. In der Mühle standen alle unter dem Zeichen der angesagten Einquartierung; viel gab's da noch zu schaffen, und Wilma half in ruhiger Geschäftigkeit wacker mit. „Bist schon ein echtes Hausmütterchen, mein liebes Ferienlächelchen!“ lobte Frau Gartenberg. „Wein Doris nur auch so wäre! Aber die hält bei keiner Arbeit aus, die wilde Hummel.“ Dafür ist Dor' auch ein halbes Jahr jünger als ich! entschuldigte lächelnd Wilma die Freundin. — Und dazu hat sie Gott sei Dank auch noch nichts Trauriges erlebt, sie wird schon auch noch ernst und gejeht werden.“ Im selben Augenblick lugte Doris' Blondkopf zur Vorratskammer herein, und übermühtig einen Bogen Schreibpapier hin und her wedelnd, fragte sie lachend: „Habt ihr etwa mich armen Unglückswurm beim Widel? Das klingt beinahe so. Aber ich habe auch noch eine Minute Zeit übrig, so rasend beschäftigt bin ich. — Mutchen, du sollst mir aufschreiben, was du im Dorf etwa brauchst. Vater hat Martens den Auftrag gegeben, das Auto bereiten zu machen. Wir sollen im Dorf ausfouragieren: Butter, so viel wir kriegen können, beim Schlächter alles zusammenkaufen und im Gasthof Bier bestellen und gleich ein Faß mitbringen. — Gottfried und ich sollen mit, weil Martens sonst im Gasthof kleben bleibt. — Hast du auch was zu bestellen?“ „Natürlich, du Sauswind! Da fahrt ihr bei Materialwarenhändler vor und nehmt zehn Pfund Kaffee und ebensoviel Würfelzucker. Auch zehn Pakete Lichte könnt ihr bringen. Weiter brauche ich vorläufig nichts. — Ich möchte aber, daß du bald zurückkommst; hörst du, Doris?“ „Aber gewiß, Mutchen!“ Und damit war sie auch schon wieder fort.

Im Erledigen von Aufträgen war Doris gewissenhaft. Der lange Martens, der Chauffeur, der sonst überall gern einen kleinen Pfusch machte und, wo es das gab, auch ein „Freischmäschen“ genehmigte, war gar nicht erbaut von der Befahrt. Aber Fräulein Dor' war eben wirklich ein Sauswind. Hals über Kopf kaufte sie ein, und da es für den Kommerzienrat Gartenberg war,

wurde das Beste hergegeben; die Leute wußten, bei dem gab's kein Knickern und Feilschen. Zuletzt ging's in den Gasthof, und während das Faß aufgeladen wurde, kam der Botenfuhrmann Jochreit an. „Kinders, hört ihr nicht?“ fragte der vierschrötige Gejell, das knoppelbärtige Gesicht vor Erregung gerötet. — „Wie ich am „Heidemoor“ vorbeifuhr, hörte ich's hinter dem Walde knallen — das klang wie Gewehrfeuer.“ „Der Oberförster wird geschossen haben!“ meinte der Wirt gelassen. „Unjinn! Unsere Grünen pläffen nicht so druff los. Horcht doch auf! Jetzt knattert's wieder.“ Doch die andern hörten nichts. Jochreit aber hob plötzlich schnuppernd die Nase. „Na, und riechen tut ihr wohl auch nicht, he? Von Osten bringt die Luft doch einen verdammt brenzigen Geruch her. — Kinders, Kinders, wenn das nur nicht eine Teufelei bedeutet.“ Auch die andern schnupperten in die Luft, aber der lange Martens war der einzige, der meinte: „Na, das riecht so, als ob's irgendwo brennt.“ „Das is der Gestank von deinem Auto, Langer!“ meinte der Wirt, hell herauslachend. „Aber selbst, wenn was zu hören und zu riechen wäre, was sollte das zu bedeuten haben, Jochreit?“ Der Botenfuhrmann kratzte sich mit der mächtigen rotbraunen Arbeitstasche hinterm linken Ohr, und nachdem er den großen Preiselbeerschnaps, den ihm der Wirtsohn inzwischen herausgebracht, bedächtigt die Kehle hinunter hatte rinnen lassen, sagte er mit bedeutsamem Augenzwinkern: „Kinders — ich denke an die Russen! — Die Grenze is nicht weit. Und Krieg gibt's — das steht bombenfest. Wer weiß, ob der nicht schon in Berlin „perklamiert“ is.“ „Jochreit, Ihr habt sicher schon in der Volksstunde eine lange Einkehr gehalten“, spottete der Wirt. Aber Jochreit machte eine energisch abwehrende Handbewegung, und sein biederes, sonnenverbranntes Stoppelbartgesicht legte sich in ernste Falten. „Gar nicht bin ich dort eingekehrt, und auch jetzt fahr' ich im Trab heim. Paßt auf, Kinders, heute gibt's noch was! — Ich will euch was erzählen, und dann könnt ihr hinter mir her lachen, soviel ihr wollt, ihr junges Kropfzeug. — Also hört! In dieser Nacht hat der alte Weidenstumpf auf meiner Moorwiese in hellsen Flammen gestanden. — Und das bedeutet Krieg! — 1812 ist's so gewesen, dann 1859, 1866 und zuletzt 1870! — So, nun lacht euch krumm, Herrschaften. Abjis — Hü, hott, Schimmels!“

Und mit einer Behendigkeit, die dem vierschrötigen Fünziger niemand zugetraut haben würde, war er auf dem Autscherbod und fuhr peitschenknallend in einem so flotten Tempo davon, wie er es seinen braven alten Schimmeln sonst noch nie zugemutet hatte. Es lachte aber niemand hinter ihm drein, denn auch die wadern, klugen Ostpreußen sind gegen den Aberglauben nicht gefeit; und die Sage von dem kriegsprophetischen Weidenstumpf auf Jochreits Moorwiese war in der ganzen Gegend bekannt. Zudem behauptete Gottfried, er habe jetzt auch so etwas wie fernes Schießen gehört, und da das Faß im Auto verladen war, drängte er zum Abfahren. Er fühlte sich plötzlich verantwortlich als „Schuk“ seiner Schwester und der Autoladung, und Doris war es auch gar nicht recht mollig zumute. „Also schleunigst noch drei

faß nachsenden, Herr Wirt!" rief sie schon im Abfahren begriffen zurück. „Wird sofort besorgt, gnädiges Fräulein — ergebensten Dank für die Bestellung!" dienernte der Wirt dem davonratternden Auto nach; und dann lauschte er mit gespitzten Ohren in die Luft hinaus. „Ne — zu hören ist nicht!" brummte er. „Aber wenn der Fochreit nich' gelogen hat mit seinem Weidenstumpf, dann is es schon besser, man übt Vorsicht — das Geld will ich wenigstens immer in sicheres Versteck bringen. Ja, an der Grenze is es eben in solchen Zeiten nichts Genaues." Damit trollte er sich eifertig ins Haus.

Das Hardenbergische Auto war aber noch kaum seit einer halben Stunde in die Mühle zurückgekommen, als auch dort von fernher dumpfes Getosser gehört wurde, und Herr Hardenberg sagte kopfschüttelnd: „Das klingt allerdings wie Gewehrfeuer. Donnerkeil, da ist's am Ende doch besser, sich auf eine Ueberraschung vorzubereiten." Eben war er im Begriff, Anordnungen zu erteilen, als in wildem Galopp auf abgeträngtem, schweißbedecktem Ackerpaul ein Landarbeiter in den Hof einprangte. „Kojaken kommen! Schließt das Hofstor um Gottes Willen. Sie sind mir auf den Fersen. Jenseits der Heide brennt ein Dorf, und wie ich am Walde hinjagte, hörte ich von der Oberförsterei wie toll schiessen. Schließt den Hof, Leute, hört, sonst — seid ihr verloren! Laßt mich hier bleiben." Voller Bestürzung folgte der Torwächter der Mahnung. Da kam Herr Hardenberg hinzu, und auch ein paar Mühlnappen eilten herbei, aufgeschreckt von dem Lärm. „Nur nicht kopflos werden, Leute!" rief Herr Hardenberg salblich und entschlossen. „Gäbler, sofort die Maschinen abstellen! Und dann antreten und die Gewehre fassen." „Wir wollen zu unsern Familien!" schrien eilige, die im nahen Dorf verheiratet waren. „Nä halt euch nicht. Doch bedenkt, daß ihr unterwegs zweifellos von den Kojaken niedergemacht werdet — falls der Mann hier recht berichtet hat." „Gott soll mich strafen, wenn es anders ist!" beteuerte der Feldarbeiter erregt. „Leute bleibt hier! Hört ihr? Jetzt klingt das Schießen schon näher. Sie sind wahrscheinlich auf dem Gehöft von Krottmann und morden, rauben und brennen dort. Das ist unser Glück; sonst wären sie schon hier. Sie waren mir dicht auf den Faden."

Inzwischen hatte Gäbler, der Werkführer, die Befehle seines Herrn ausgeführt. Die Motoren begannen zu stoppen, die Leute versammelten sich hastig auf dem Hof; und nur einige ließen sich nicht halten — sie rannten davon, um zu ihren Familien zu kommen. Die entfernter Wohnenden waren bekommen genug, um sich fürs Dableiben zu entscheiden, und der Obermüller Kohlhaas, der mit seiner Familie, dem Werkführer Gäbler, zwei Heizern und dem Torwächter das kleine Beamtenhaus innerhalb des Mühlengehöftes benohnte, übernahm entschlossen und umsichtig das Kommando über die Zurückbleibenden. Zunächst galt es Gewehre und Munition aussteilen. Auch der Feldarbeiter verlangte danach. Er war ein kräftiger Bursch und sagte grimmig: „Nur her mit dem Schießprügel! Ich bin Reservist und verfehl' mich auf blaue Bohnen. Bei mir breißt selten mal

eine am Ziel vorbei!" Herr Hardenberg aber war in sein Landhaus hinübergeeilt. „Alles stehen und liegen lassen — sofort rüber ins Gehöft!" ordnete er an. „Vorwärts, vorwärts, nur kein Zögern!" Die alte Köchin schüttete nun rasch das Herdfeuer aus, dann fachte sie ihre Kasse am Genickfell und trabte ab. Seulend folgten die beiden Dienstmädchen. Frau Hardenberg blieb gefaszt und half ihrem Gatten noch eiligst die Kolläden an den Fenstern herniederzulassen, dann winkte sie den Kindern, daß sie ihr folgen sollten. „Ich bleib' bei Papa!" rief Gottfried mit blinkenden Augen. „Nicht wahr, ich darf bei der Verteidigung mithelfen?" „Jawohl," entgegnete der Vater kurz. „Hole dein Jagdgewehr und setze deine Dienstmütze auf. Du wirst dich stets an meiner Seite halten — verstanden?" „Natürlich. Du sollst schon mit mir zufrieden sein, Papa!" Damit rannte Gottfried nach seinem Zimmer. Frau Hardenberg wandte mit erstem Vorwurf ein: „Joachim, es ist etwas anderes, auf Menschen als auf Wildenten zu schießen — es erscheint mir nicht recht, daß du Gottfried, der doch noch ein Kind ist, die Waffe in die Hand gibst." Aber diesmal beharrte Herr Hardenberg auf seinem Willen, und im Gefühl der Sorge und Verantwortung erwiderte er beinahe etwas schroff: „Kommen die Russen wirklich, brauchen wir jede Hand, die ein Gewehr zu führen versteht. In solcher Lebenslage wird der Knabe zum Mann. — Aber nur kein langes Geschwätz! Vorwärts, rasch in die Mühle hinüber!"

Das eben jetzt deutlich wahrnehmbare Schießen zeigte, wie notwendig eiliges Befolgen des Befehls war. Herr Hardenberg verließ mit Gottfried als letzter sein schönes Landhaus; winselnd folgte Phylag, der treue Jagdhund. Im Mühlengehöft angekommen, schloß er die Verbindungstür ab und ließ sie sofort gut verbarrikadieren. Ebenso schnell verteilte er seine kleine „Mannschaft" und befahl: „Erst aus nächster Nähe feuern! Ruhig das Gefindel herankommen lassen! — Ich gebe den ersten Schuß ab. Das ist das Signal zum Feuern." Der geflüchtete Feldarbeiter, der sich als Andreas Schlotthauber, Gefreiter der Reserve bei den Liegnitzer Jägern, vorge stellt hatte, bat: „Herr Kommerzienrat, lassen Sie mich in den Lindenswipfel am Tor steigen! Das gibt einen guten Ausguck und auch einen famosen gedeckten Schießplatz. Ich bin ein guter Schütze; was ich aufs Korn nehme, das purzelt." Herr Hardenberg nickte. „Na, dann steigen Sie in Gottes Namen der Linde auf den Buckel und machen Sie Ihre Sache brav!" Rasch waren die Stellungen bezogen, und die Frauen und Kinder der in der Mühle ansässigen Bediensteten hatten sich um Frau Hardenberg geschart. Auf Anweisung des Obermüllers hatten sie sich in dem jetzt stillen Maschinenraum versammelt, weil der am geschüttesten lag. Gottfried blieb dicht neben dem Vater, stolz, dessen „Adjutant" zu sein. Herr Hardenberg hatte das schmale Fenster der Wendeltreppe zum Mühlturm für sich gewählt, da sich aber noch kein „Feind" zeigte, übergab er Gottfried die Beobachtung. „Ich will noch rasch mal ans Telephon. — Sobald du etwas Verdächtiges wahrnimmst, holst du mich! Hier, nimm den

Feldstecher; aber steck den Kopf nicht zum Fenster hinaus. — Verstanden?" „Jawohl Papa.“ Sorglich niedergeduckt lugte Gottfried die Gegend ab, die schußbereite Büchse krampfhaft mit der linken Hand unspannt. Wild klopfte das junge Herz; Kampfbegier und Bangen stritten in ihm um die Oberhand. Was würde werden? — Noch zeigte sich nichts. Nur ein Feuerschein in der Richtung des abseits vom Dorfe gelegenen „Bienenhofs“ begann den Himmel zu röten, zerrissene Rauchschwaden wurden vom Winde dem Walde zu getrieben, und aus der unregelmäßigen dumpfen Knallerei heraus vermeinte er verzweifeltstes Jammergeschrei zu hören. Da aber sonst alles ruhig blieb, redete er sich ein, daß ihn die erregten Sprünge die Treppe herauf, das Gesicht tiefersüß und voll eiserner Entschlossenheit. „Junge“ — sagte er — „jetzt gilt's! Mitten im Gespräch mit dem Bezirkskommando gings, Surr' — die Leitung ist offenbar zerschnitten worden. Da werden die Hundsfotte wohl bald hier sein. Du bleibst hier an dem kleinen Mauerloch, Gottfried. Schieße nicht eher, als bis ich sage: „Los!“ Ziele gut immer Brustmitte — und zum Laden knie dicht an der Wand nieder. — Hörst du, Junge, nicht unnütz Pulver und Blei verpläffen!“

„J, nee doch!“ konnte Gottfried gerade noch erwidern, da ließ sich näherkommendes Getöse vernehmen, und Herr Hardenberg erkannte durchs Fernglas einen Trupp Kosaken, der quer über die Wiesen vom „Bienenhof“ her angefezt kam. „Gott sei Dank, das Dorf scheinen sie vorderhand unbehelligt lassen zu wollen — sie haben's auf uns abgesehen“, brummte Herr Hardenberg ingrimmig. „Nun, so sollen sie einen warmen Empfang haben. — Wenn ich recht schäße, sind's vierzig Mann; die können wir schon in den Sand setzen.“ Da volltete ein schwerer Schritt heran; der Geizer Wörmann war's.

„Herr Kommerzienrat, vom hintern Wiesenpfad her kommen Weiber und Kinder mit kleinen Wagen und sonst was aus dem Dorfe. Sie suchen offenbar Zuflucht bei uns — soll ich sie herein lassen?“ „Bombenelement, allemal doch! Aber Vorsicht, rasch, und die Hintertreppe gleich wieder verrammelt!“ „Jawohl.“ — Bald war der Mühlenhof voll jammernder Frauen und weinender Kinder; etliche hatten ihr Kästchen, ihr Lieblingsstaninchen, ein Junge hatte sogar sein Vogelbauer mit der Wachtel herausgeschleppt, und ein paar Frauen waren darauf bedacht gewesen, ihr Wertvollstes, ihre Ziege, mit sich zu nehmen. Eine lange, dürrer Frau brachte die Nachricht: „Auf dem Bienenhof sind sie alle niedergemacht worden — der Oberförster Hendrids soll auch tot sein und sein Hilfsförster. Ein Junge sagte, die Frau und die Kinder seien im Galopp nach Schwidern zu gefahren. O Gott im Himmel, wir sind alle verloren! Die Kosaken sind schlimmer als die Teufel.“ — „Ruhe! — Marsch, in den linken Speicher hinein!“ befahl Herr Hardenberg. „Und das sag ich euch, wer sich nicht still verhält, wird an die Luft gesetzt! — Ich fordere Gehorsam; dafür hoffe ich Euch zu retten.“ — O, gehorsam wollten sie alle sein. Und da jetzt Frau Hardenberg hinzutram —

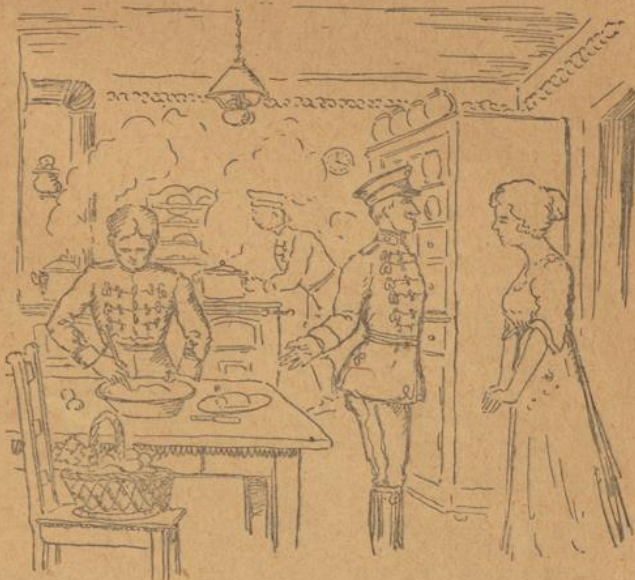
troß des Befehls ihres Gatten, im Hause zu bleiben, — ließen sich die Flüchtlinge rasch unterbringen. Es war auch die höchste Zeit.

Wildes Aufgetrappel erklang jetzt auf der Landstraße und übermütiges, rohes Geschrei. Auf kleinen, struppigen Pferden ritt die Horde lagerhaft geduckter Gefellen mit schmutzig-gelben, stumpfsinnigen Gesichtern, aus denen die Augen in tierisch-grausamer Mordlust sankelten, heran. Voran sprengte ein schlanker Offizier mit echtem Mongolengesicht, gelbhäutig, knochig, flachstirnig, die wulstigen Lippen von einem modischen Stubbärtchen bedeckt. Seine tückisch blinkenden Augen überflogen in rascher Musterung das Mühlengehöft, das in seiner Ruhe und Geschlossenheit ihm zu imponieren schien. Mit aufgehobnem Arm gab er seiner Horde Befehl zum Halten. Eine kurze Veratung folgte. Dann geschah, was Herr Hardenberg erwartet hatte. Das Gefindel stürmte auf das ungeschützte Landhaus zu, und mit harter Stimme brüllte der Offizier nach den herabgelassenen Fensterläden, hinter denen er offenbar die „zitternden Bewohner“ vermutete: „Heraus — deutsche Schweine! Euch ergeb' sich — sonst allen tot schießen — Mann, Frau, Kind.“ Da machte sich Herr Hardenberg zur Antwort bereit. Er schob den Gehenlauf zu dem kleinen Wendeltreppfenster hinaus, zielte und schoß. Aber um den Bruchteil einer Sekunde später pläffte es nochmals, und zwar von der Linde herab, und mit lautem Aufschrei sank der Kosakenoffizier vom Pferde. Ein Wutgeheul antwortet. Noch wußten die Kosaken nicht recht, wohin sie ihr Feuer richten sollten — ziellos pläfften sie drauf los. Aber da gings auch schon von der Mühle her: pass — pass! — Sieben Sättel wurden leer. Und der oben auf dem Lindenbaum schoß wie der leibhaftige Satan. Zu sehen war von ihm nichts. Er mochte sich fest ins Geäst geklemmt haben, aber kein Schuß verfehlte sein Ziel. Schon lagen achtzehn Kosaken, teils tot, teils verwundet am Boden, als die Rotte plötzlich davon stiebte. Eine Salve, die ihnen nachtraf, hob noch zwei weitere der Raubgesellen aus dem Sattel, und Herr Hardenberg fragte halb zweifelnd, halb triumphierend: „Sollten wir die Schwefelbände los geworden sein? — Deibel noch mal, gegeben haben wir's der Satansbrut ordentlich.“ — Da rief's von der Linde herab: „Ich versteh' ein bißchen russisch. Die Lausbrüder haben was anders vor. Sie wollen von der Dorfsseite her ins Landhaus und es in Brand stecken. Dann kriegen sie uns auch noch — denken sie. — Ich meine, wenn wir uns zu vier Mann noch rasch'nüber pirichten, könnten wir ihnen das Handwerk veralzen.“ — „Gut — wer geht mit?“ Der Torwächter und der Geizer Wörmann waren gleich bereit, aber ehe der Feldarbeiter noch von der Linde herabkletterte, erhob sich von der Straße her, die zum Dorfe führte, ein Tumult. Da froh er wieder zum Ausgang höher in den Wipfel hinauf und rief kurz danach herab: „Schrott und Hagel, vom Dorfe rast ein zweiter Trupp heran — aber — hurra! — da seht' ich Säbel und Lanzen blinken! Husaren, unsere schwarzen Husaren sind ihnen auf den Hacken! — Rasch auf unsre Posten zurück und feite drauf gemalt.“ Aber die Kosaken jagten weitab von der

Mühle quer über die Acker dem Walde und der Grenze zu. Von den ihnen nachgesandten Kugeln bekamen nur die letzten etwas ab. Vier Säule stürzten, aber daß ihre Reiter jetzt die Hände hoch hoben zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, mußte ihnen nichts. Die Husaren schossen die Nordrenner nieder und jagten den Blüthigen nach bis zur Grenze. — In fliegender Eile, wie ein Traum hatte sich diese Wandlung zur Rettung vollzogen, und nun sprang Schlotthauer von der Linde herunter und wuschte sich mit dem Joppenärmel den Schweiß von seinem braunen knochigen Gesicht. „Nun sein mer schön raus — die Lauskerle werden was erzählen können, wenn sie heimkommen!“ lachte er stolz vergnügt vor sich hin. „Jetzt werd' ich ins Dorf reiten und sehen, wie's dort steht. Hier ist keine Gefahr mehr.“ Das sah aufatmend auch

Herr Hardenberg. „Die sind jaust zur rechten Zeit gekommen.“ So war's auch. Zwei Jüge Jäger mit einem Leutnant und zwei Unteroffizieren waren es; das Schießen und der aufgehende Feuerschein hatten sie ruhig gemacht, und im Laufschritt waren sie angerückt, während die ihnen für den Aufklärungsdienst beigegebene kleine Abteilung Husaren schon vorausgesprängt war. Bei ihrem Erscheinen waren die Kosaken Hals über Kopf davongeeilt — sie hatten ja doch Befehl, mit deutschem Militär sich nicht einzulassen. Ihr völkerrechtswidriger Einbruch sollte nur Schrecken verbreiten, und die wilden Triebe der Kosaken sollten auf „billige“ Weise aufgestaelt werden; denn die Tapferkeit dieser schmutzigen Russenhelden richtet sich einzig nach der Aussicht, zügellos mordend, jenen, plündern und — sich betrinken zu dürfen.

Bis ins eigentliche Dorf hinein war die wilde Horde noch nicht vorgebrungen; aber sieben kleine Kätnerhütten standen in Brand, angstvoll schreiendes Vieh suchte dem Flammentod zu entinnen, und herzerreißendes Klagegeschrei von Frauen und Kindern gellte zum friedlich blauen Himmel empor. Wie hatten die Teufel gehaut! Kinder hatten sie mit ihren Lanzen aufgespießt und in die Flammen geschleudert, die Männer lagen erschossen oder sterbend am Boden — Frauen waren von Säbelhieben geradzu zerfleischt worden. Der Hausrat lag zer-



— „In Teufels Namen, was machen Sie denn hier?“ —
Seite 67.

Schlotthauer sein Gewehr und gab einem sterbenden Kosaken mit grünniger Kattblütigkeit die Gnadenkugel. „Ein viel zu ehrlicher Tod für diese Verbrecher.“ brummte er zu dem Torwächter hinüber. „Das sind keine Soldaten, sondern menschliche Bestien. — Kommt ihnen bloß nicht zu nahe, denn sie wimmeln von Ungeziefer! Die dürfen bloß mit der Mistgabel angepöckelt werden, wenn's ans Embuddeln geht, sonst tragt ihr die Schweinerei mit ins Haus. Frau Hardenberg ließ ihren Gatten nur ungern wegfahren, aber er versprach rasch zurück zu sein und befahl das Mühlentor sofort wieder zu schließen und „auf Kosten“ zu bleiben. Das Auto flitzte davon. Nachdem der Waldstreifen passiert war, der bisher die Ansicht auf das tiefer gelegene Dorf verhindert hatte, schlug ihnen Feuerschein entgegen. Bald aber erkannten sie, daß Militär bereits helfend zur Stelle war. „Das sind gewiß meine Quartierleute!“ meinte

trümmert umhergestreut, und was ihnen halbwegs wertvoll erschienen war, hatten sie fortgeschleppt. Von den Dörflern war über die Hälfte entzweit in den Wald geflüchtet; nun kamen sie noch zitternd vor Schrecken zurück und begrüßten mit Freudenstränen das Militär, das ihnen Hilfe gebracht hatte. Willig fügten sich alle den Befehlen des Leutnants, auch Frauen und Kinder halfen beim Löschen, beim Einfangen des Viehes und suchten die Unglücksstätten nach Ueberlebenden ab. Sie fanden nur eine sterbende Frau und zwei kleine Kinder, die sich im Stroh des Schweinefobens versteckt hatten, dessen Treterdach bereits zu brennen begann. Ob die Mühle noch stände — wollten sie wissen. Ein radfahrender Handwerker, der durchs Dorf gerast war, hatte dem Gastwirt zugesichert, daß die Hardenbergmühle von Kosaken umzingelt sei — sie stehe in hellen Flammen. „Daß doch die Menschen am

„Unglück der Wirklichkeit immer noch nicht genug haben!“ grollte der Mühlenbesitzer. „Gott sei Dank, wir haben uns der Schäfte erwehren können.“ Da kam der Leutnant heran, ein schlanker, streifer Mann mit energischem Gesicht. Er stellte sich vor. „Stewart. — Wie ich eben hörte, habe ich die Ehre, Herrn Kommerzienrat Hardenberg zu begrüßen. Ich bin mit meinen Leuten zu Ihnen ins Quartier kommandiert, sehe mich aber zu meinem Bedauern in die Lage versetzt, gleich mit einer großen Bitte loszulegen. Im letzten Augenblick sind mir sechzehn Husaren zugeteilt worden, für die kein Quartier vorgeesehen werden konnte. — Wäre es wohl möglich, daß sie auch für die noch Platz schaffen könnten?“ „Nun, darum brauchen Sie sich keine Haare auszureißen, Herr Leutnant“, meinte Herr Hardenberg gut gelaunt. „Platz wird geschafft; und da wir das Gasthaus und den Schlächter hier haben, kann auch die Verpflegung sichergestellt werden. Dann müßte allerdings Nachschub von weiter her kommen. Nun haben aber die Hundsfotte die Telephonleitung zerstört.“ „Vielen Dank, Herr Kommerzienrat, für Ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit! — Vor Hungersnot fürchten wir uns nicht. Da helfen wir ausfouragieren. Und schließlich, das Telephon wird ja wohl bald wieder in Ordnung zu bringen sein; wir brauchen es. Im Laufe des Tages erwarten wir die Kriegserklärung — tobsticher.“ „Also doch! Na, dann geht's morgen mit der Mobilmachung los, und da will ich nur flink heim und meine Sachen richten lassen. Bin Hauptmann der Landwehr bei den Königsgrenadiern.“

„Dann schätz' ich mir's zum doppelten Vorzug, bei Ihnen ins Quartier zu kommen! — Ich wußte das noch nicht, Herr Hauptmann. Bei uns gings mit dem Abmarsch wie's Donnerwetter.“ „Glaub's gern, Herr Kamerad. Wir wollen die Brüderschaft in Mars nur gleich aufnehmen; ich bin ja heute auch schon „aktiv“ gewesen! — Ja! Nun will ich aber rasch meine Quartierwirtsorgen abwälzen. Ich muß mich daher vorläufig verabschieden.“

Da kam im Lauffschritt von der Gruppe der versammelten Dörfler der Feldwebel heran und nahm Stellung: „Herr Leutnant, die Leute bitten darum, daß ein Wachkommando hier zu ihrem Schutz bleiben dürfe. — Sie würden alles tun, um uns gut unterzubringen.“ Herr Hardenberg war stehen geblieben und nickte. „Ja, Herr Leutnant, wenn es Ihren dienstlichen Befehlen nicht zuwiderläuft, würde ich das Ersuchen der armen Dörfler unterstützen, selbstverständlich übernehme ich die Einquartierung im Gasthof.“ Der Leutnant überlegte. „Wie weit ist's von hier bis zur Mühle?“ „Knapp drei Kilometer.“ „Dann müßte ich auch sechs Husaren für den Meldedienst und für Patrouille hiehergeben. Und zwanzig von meinen Leuten unter Befehl von Unteroffizier Schlevogt. Ja, das ginge und erscheint mir sogar sehr zweckmäßig, man weiß ja nicht, was etwa nachts über losgeht.“ „Na, dann wären wir also einig, und ich werde im Gasthof die Sache dechselfeln. — Auf Wiedersehen in der Mühle!“

In taufernder Fahrt jagte das Auto zurück, und der arme Aderknecht Schlotthauber in seiner geklittenen Flauschjoppe sah neben dem Herrn Kommer-

zienrat, als ob das gar nicht anders sein könne. Das war die erste Lieberbrüdung zwischen hoch und niedrig in dem beginnenden Weltkriege, der bald tausende, gleich herzerfreuende nachfolgen sollten. In der Mühle war Herr Hardenberg schon mit Ungeduld erwartet worden. Die geflüchteten Frauen waren, nachdem sie die Gefahr für beseitigt hielten, ungebärdig geworden und hatten ins Dorf zurück gewollt. Begreiflich war gewiß ihre Sorge um das Schicksal ihrer Gatten und kleinen Heimstätten, aber Frau Hardenberg hatte im Gefühl der Verantwortlichkeit und Fürsorge ihnen das Verlassen der Mühle verweigert. „Ihr müßt euch gedulden, bis mein Mann zurück ist!“ hatte sie ihnen zugeredet. — „Ihr wißt ja nicht, wie es im Dorf aussieht, und vielleicht fällt ihr unterwegs wehlos den Aussen in die Hände. — Also seid vernünftig. Hier seid ihr wenigstens in Sicherheit.“ Etliche waren vernünftig, andere aber nicht, und für Wilmas freundliche Bemühungen dankten sie sogar mit groben Reden. Doris war klug gewesen; sie kannte die stets unzufriedenen, immer schimpfenden Tagelöhnersfrauen, die trotz aller Armut nur schwer zu einer Arbeit zu haben waren und sich unbandbar gegen jede Wohlthat zeigten. Sie war der Köchin in die Küche gefolgt, um für die angesagte Einquartierung die letzten Anordnungen zu überwachen, und trieb auch das Dienstmädchen an, mitzuhelfen. „Mein Gott!“ — zierte die alte Pahlfen — „so was noch erleben zu müssen! Und da soll man noch Ruhe zur Arbeit haben.“ Das stramme Dienstmädchen war kaltblütiger, es griff wader mit zu.

Währenddem saß der Kadett auf der Mauer und hielt scharfen Ausguck, bis er plötzlich mit einem Jubelschrei Vaters Auto anmeldete. Gleich darauf war es auch schon da. Was die Heimgekehrten berichteten, erschütterte und beruhigte zugleich. „Ein Segen, daß das Militär da ist!“ Nun waren die geflüchteten Frauen nicht länger zu halten, und Herr Hardenberg ließ sie auch gerne ziehen. „Vorderhand ist jedenfalls nichts zu befürchten, und bei einem stärkeren Lieberfall ist die Mühle kaum sicherer als das Dorf“, jagte er zu seiner Frau. „Außerdem brauchen wir unsern Platz für das Militär. — Es ist doch alles bereit, Gerda? Ich denke, sie werden bald hier sein.“ „In der Hauptsache sind wir fertig“, versicherte Frau Gerda, eilte aber dann schleunigst ins Haus, um selbst nach dem Rechten zu sehen. Da galt's freilich immer noch tüchtig zu schaffen. —

Und dann waren die Jäger da. Die atmeten tief auf, daß sie endlich „im Quartier“ waren, und zu allererst, nachdem die Gewehre zusammengestellt und die „Assen“ abgeworfen waren, gab's einen freundlichen Kampf am Brunnenrotte, denn der Erfrischung waren alle bedürftig. Herr Hardenberg führte den Leutnant ins Haus und wies ihm des freundlichen Fremdenzimmer an. „Sie werden sich gewiß auch erst etwas schön machen wollen“ — scherzte er — „und dann kommen Sie herunter ins Erdgeschoss; mein Sohn wird Sie erwarten. Geda, Gottfried, komm' mal her!“ Der Gerufene kam in großen Sprüngen an. „Hier, Herr Leutnant, haben Sie unsern jüngsten Kameraden, der heute brav mit gegen die Kosaken gekämpft hat.“ Leutnant Stewart klopfte dem Ka-

setten auf die Schulter und hat ihm freundlich die Hand. „Gratuliere zur Feuertaufe! — Wieviel haben denn daan glauben müssen?“ „Denke, vier bis fünf sind es früher gewesen, Herr Leutnant.“ „Das ist brav!“ lobte der Leutnant ernst. — „Sobald meine Leute sich etwas erholt haben, sollen sie die Gefallenen nach einer abgelagerten Stelle schaffen. Wenn's auch Landfriedensbrecher und Mordbuben waren, haben sie doch auf höheren Befehl gehandelt, und ihr Soldatengrab auf grüner Erde sollen sie haben.“ Herr Hardenberg nickte. „Nacht so! Auch im Kriege soll das Herz nicht zu Stein werden. — Aber was wird mit den Kosakenpferden, die sich auf den Wiesen herumtreiben?“ Leutnant Siemart lachte. „O, wenn erst meine Husaren da sind, soll's bald mit ihrer Freiheit vorlieb sein!“ „Schön. — Man aber beziehen Sie Ihr Quartier, Herr Leutnant! Ich will inzwischen zusehen, daß Sie denn nach der „äußeren“ auch eine „innere“ Labung genießen können. Im Vertrauen, ich habe was 'n wohnen Löwenhunger. An diesem kriegerischen Tage haben wir ja gar kein Mittag gehabt, und jetzt ist die Vesperstunde schon vorbei.“ „Da werde ich meine Verschönerungstätigkeit sehr beschleunigen!“ versicherte Leutnant Siemart lachend. „Sie sehen, das beginnende Kriegsspiel hat mich mein's guten Herzens noch nicht berührt, Herr Hauptmann.“ — Eine halbe Stunde später lag Herr Hardenberg mit den Seinen und dem Leutnant an der verspäteten Mittagstafel. Frau Gerda hatte mit Hilfe von ein paar Kosterbendosen Spargel und einigen Omeletten den Tisch gut besetzt und dem Gast schmeckte es trefflich. Leutnant Siemart hatte in seinem Wesen ein seltsames Gemisch von männlichem, fast düsterem Ernst und beinahe harmloser Fröhlichkeit.

„Der Mann ist wie sein Gesicht, — urteifte Doris in Stillen — „halb schwarz, halb weiß.“ Das traf zu. Fast schwarzbraun war das hagere Gesicht bis zum Mähenrand; dann aber war die Nase, wie aus Stein gemeißelte Stien so zartweiß wie die eines Kindes. Und die hellen, grauen Augen! Ernst, fast hart blickten sie für gewöhnlich, aber dann glänzte mit einem Male ein sonniges Leuchten in ihnen auf, und wenn unter dem kurzgehakelten Stuhlrücken die Lippen in verhaltenem Lachen zuckten, dann sah der Leutnant Siemart — nach Doris Hardenbergs Ansicht — einfach „zum Anbeissen lieb aus“. Naturgemäß war die Unterhaltung ernst, aber Herr Hardenberg verlegte seine Konversation hinter seiner kaltschnitigen Art, die selbst bei schweren Ereignissen nicht in die Tribulationspojanne blies. Und da war ihm Doris eine gute Kameradin. Ja, das Mädel war eben wirklich „sein Junge“. „Möchte Dor“ auch ein bisschen led sein — egal — sie hatte Schneid! Das bewies sie jetzt wieder. Aber auch über Wilma freute sich Herr Hardenberg. Obgleich stiller und zurückhaltender als Doris, war sie ohne jede Anruhe und meinte in schlichter Treuherzigkeit: „Für mich bin ich ohne Sorge. Ich bin in der besten Gut. Und was meinen Vater und meinen Bruder betrifft, so weiß ich, daß für sie der Tag gekommen ist, auf den sie schon seit Jahren gewartet haben. — Sie werden beide den Waffenrock polnischer Legionäre tragen, und sie, wie wir alle, stehen in höherem Schutze. Dieser Krieg wird der russi-

sehen Tyrannengewalt den Todesstoß geben — Deutschland wird siegen, denn es vertritt Freiheit und Recht!“ Die dunklen Augen der jungen Polin leuchteten in schwärmerischem Glanz, und Leutnant Siemart nickte ihr ernst zu und erhob sein Glas. „Gnädiges Fräulein haben da ein gutes, wahres Wort gesprochen. Leeren wir unsere Gläser auf die Erfüllung der prophetischen Worte.“ „Ja, Deutschland Heil und Sieg!“ sagte der Hausherr. „Gott segne unsern Kaiser und die Waffen seines treuen Heeres!“ Die Herren leerten ihre Gläser, und auch Doris tat es. „Bis zur Nagelprobe!“ erklärte sie stolz. „Aber Doris!“ tadelte die Mutter. „Ach, laß man, Muttechen! Du weißt, ich bin sonst nicht so trinkfest. Aber das war ich jetzt dem Vaterland schuldig!“ Herr Hardenberg lachte. „Wie patriotisch unsere Pensionärin sind!“ Im selben Augenblick aber bröhrte von der Landstraße her Pferdegetrüb. Die zurückkehrenden Husaren waren es, der vorn Mührentor bereits aufgezogene Posten hielt sie an und meldete, daß sie hier im Quartier seien. Der Wachmeister Strobel — nach dem treffenden Ausspruch seines Nittmeisters „Windhundgestalt mit einer Spitzhakenwänsche“ — schob schnaufend die Wäse aus der erhitzten Stirn. „Na, Gott sei's jedankt! Und marisch ein ins Vergnügen. Da war aber auch Leutnant Siemart schon da. Der winkte, daß die Mannschaft ins Quartier rüde und nahm die Meldung des Wachmeisters entgegen. „Wir haben die Kosaken über die Grenze gebracht — etwa 'n Dutzend wird übergenommen sein. Ausserjassen ist die Laufschonde wie Schafleder — wir haben noch neun Stück ins Gras gelegt und sind dann uff 'ner schönen Waldstraße zurückgebracht. Da sind wir an eine Oberförsterei gekommen, die halb niedergebrannt war. Es waren Leute da, und die zeiteten uns die Bescherung. Der Oberförster, zwei Forstheame und ein Waldarbeiter tot. Frauen und Kinder sollen sich uff 'n kleinen Wagen davonjemaht haben. Zehn Kosaken lagen uff dem Sande. Etliche sollen noch lebelt haben, aber denen haben die Bauern den Narais gemacht. — Und dann wäre noch zu melden, daß jenseits vom roten Moor“ — wie's die Leute nennen — ein Jeshöft niedergebrannt ist. Der Bauer, was 'n Witwer sein soll, ist tot und auch die beiden Wöge. Sein Sohn, der mit einem Wagen Alex zu nem Nachbarchof jefahren war, is jeretet. Aber ein Ackermächt mit seinem Paul wird vernicht — jedenfalls doch tot.“ „Ade, der Leit!“ erscholl da Schlotthaubers Stimme aus dem Hintergrunde. „In Deiwels Namen, das ist meines Bauern Hof, von dem Sie reden. — Platz, Leute, da muß ich hart!“ Niemand hielt den erregten Mann zurück. Auf seinem ungefattelten Gaul jagte Schlotthauber zum Mührentor hinaus.

Leutnant Siemart gönnte den Husaren eine Stunde Rast, dann ritt das abgetrennte kleine Patrouillen-Kommando dem Dorfe zu, ein paar Mann fingen in kurzer Zeit die Kosakenpferde ein. „Unsre erste Kriegsbeute!“ sagte Herr Hardenberg lächelnd. Wachmeister Strobel machte eine wegwiesende Handbewegung. — „Is man bloß Seluntp, nicht wert, wie ihre Herren. Störrißch, dumm und verdreht. — Is jut für Berlin — zu Sauerbraten

und Julajch." Wachtmeister Strobel brachte mit seiner „Großschauzigkeit" Leben in die Mühle. Er diente schon im nebzehnten Jahr und galt als hervorragend tüchtig. Bei seinen Vorgesetzten war er ebenso beliebt wie bei der Mannschaft; denn sein trockener Humor und sein gutes Herz nahmen seinem unnachahmlichen Dienstfeifer alle Härte. Er selbst war unermüdet, und ehe er an sich dachte, sorgte er auch hier vorerst dafür, daß seine Leute und Pferde gut untergebracht waren. Dann erst folgte er der Einladung nach der Laube am Torwächterhäuschen, wo für die Unteroffiziere aufgetragen worden war. Die Mannschaft wurde truppweise gespeist; dabei leisteten die langen Tafeln im Mühlenbackraum gute Dienste, und zur Sitzgelegenheit waren Ritzen und Kissen mit übergelegten Brettern umgewandelt worden. Glische hatten auch zur Entlastung der Hausköchinnen auf der Wiese ein Feuer angezündet und kochten da in einem unter Lachen „requirierten" Waschfessel Kartoffeln. Die frischen Jungens waren nicht zimperlich und hieben wacker in die ihnen zur Verfügung gestellten Vorräte von frischem Quark, Wurst und Nudelsüßchen ein. Und dazu gab's Bier! Freilich, auf Eis lag das Faß nicht; aber wenn's auch ein bißchen warm war, es war doch Bier.

Und dann traf die neue Sendung vom Gasthof ein, der sogar ein paar Barren Eis beigelegt waren. „Aber haushalten mit dem Bier!" mahnte der Fuhrmann. „Wir können nichts weiter abgeben. Da das verfluchte Telephon kaputt ist, sitzen wir ja nur abgeschnitten von aller Kultur wie im Urwalde." „Ja, mit der Quaschelstrippe is et 'ne verdammt dumme Sache!" meinte sich Wachtmeister Strobel ein. „Die brauchen wir doch auch, und zwar zu Nötigerem als zu Bier bestellen. Wenn man bloß wüßte, wo die Hundsfötterch den Draht zerschnitten haben — da ließe sich doch vielleicht die Festschichte wieder einrenken." Der Fuhrmann riß die Augen weit auf. „Wenn die Husaren sich auch auf so etwas verstehen, da könnte uns bald geholfen werden. Kaum dreiviertel Stunden von hier, beim Käiner Gelbhaar seiner niedergebrannten Wude ist der Mast umgeworfen, und die Drähte liegen zerissen daneben." „Frohartig!" nickte der Wachtmeister zufrieden. „Da wollen wir aber man gleich dran gehen. — In der Mühle jibt's doch wohl 'n bißchen Draht, 'ne Aneipzange und so wat wie 'ne Völlampe, he?" Natürlich, das gab's. Und dann mußten auch Spaten und Hacken und ein Seil herzu. „So. Nun wär' alles beisammen. Und nun bitt' ich erjebenst den Herrn Leutnant um vier Jäger. Die Herrns haben sich ausgeruht und können mir helfen, den Mast aufzurichten." „Ist bewilligt, Strobel!" nickte Leutnant Siewart. Aber Sie haben noch etwas auf dem Herzen — nur heraus damit." Der Wachtmeister schielte drollig nach dem Auto, das im hinteren Teile des Mühlenhofes stand. „Det Schnauferl da möcht' ich requirieren; dann jinge die Schöps noch mal so dalli." „Da müssen Sie den Herrn Kommerzienrat darum bitten." Der hatte nichts dagegen, nur bestand er darauf, daß sein Kraftwagenführer Martens das Auto führte. Das war dem braven Strobel gar nicht recht; er hätte gar zu gern gezeigt, daß er auch mit einem Schnauferl umzugehen verstand. Im letzten Augenblick setzte Gottfried es durch, mitfahren zu

dürfen; denn seine Behauptung, daß er dabei etwas lernen könne, war nicht zu widerlegen, und der Wachtmeister nahm den „kleinen Herrn" gern mit. Das Auto ratterte davon, und es verging eine Stunde unruhvollen Wartens.

Vor der Mühle schritten die Posten auf und nieder, und eine Husaren- und Jägerpatrouille streifte nach der Grenze zu. Die dienstfreien Soldaten hatten sich auf der Wiese „gelagert", schwätzten von der Heimat und tauschten ihre Meinungen über das, was kommen würde. Herr Gärdenberg hatte mit Leutnant Siewart die Gartenlaube aufgesucht, aber der aufgetragene edle Rheinwein wollte nicht recht munden. Der Mühlenbesitzer machte sich Vorwürfe, daß er nicht energisch darauf gedrungen hatte, seine Familie und Wilma nach Berlin zu schicken, und Leutnant Siewart gedachte seiner Mutter, von der er nicht einmal hatte Abschied nehmen können. Wenn er geahnt hätte, daß er sie tags zuvor vielleicht zum letzten Male gesehen hätte! — Da kam ein Soldat angerannt. „Melde gehorsamst, daß vorn in der Mühle das Telephon wie toll läutet!" „Donnerkeil, das ist fir gegaugen!" Im Geschwindigkeit eilten die Herren ans Telephon. Das Bezirkskommando hatte angerufen und beehrte Auskunft über die „Sauererei". Vom Postamt sei gemeldet, es wäre alles in Ordnung. Herr Gärdenberg lärtete den Sachverhalt auf, gab eine knappe Schilderung von dem Schamübel mit den Kasofen und meldete die Anwesenheit des Leutnants Siewart. „Dan!" lautete die knurige Antwort. „Wir haben hier nur davon gehört, daß bei Eickenried eine starke Patrouille eingefallen ist, und daß bei Schwidern etliche Bauernhäuser niedergebrannt worden sind. Dann war es aus mit der Verbindung. — Schon, daß Sie die Sache wieder in Ordnung haben. Ich denke, ich werde Sie heute nochmal anrufen — zu etwas Besonderem. Geduld! — Jetzt schicken Sie uns aber bitte den Herrn Leutnant her!" Leutnant Siewart erstattete die gewünschte ausführliche dienstliche Meldung und wurde darüber aufgeklärt, daß äußerste Wachsamkeit nötig sei, da hinter der Grenze beträchtliche Truppenmassen zusammengezogen wären. Noch in der Nacht werde der Grenzschutz wesentliche Verstärkungen erhalten. Leutnant Siewart wurde dann auf seine Bitte mit seiner Garnison verbunden und erhielt die Weisung, sich vorderhand als dem Bezirkskommando unterstellt zu betrachten. — Dann wurde abgeklingselt. Herr Gärdenberg lachte. „Ja, ausfragen lassen sich die Herren nicht. — Aber das Besondere, was wir noch erfahren sollen, das ist doch sicher die allgemeine Mobilmachung." Leutnant Siewart nickte. „Ich glaube es auch. Und gut wär's, wenn es endlich zum Losschlagen käme. Gegen dieses ungewisse nervenlähmende Jaudern ist ein Sturmangriff mit gefülltem Bajonett ja eine wahre Erlösung!" „Na, na, Leutnantchen — nur den Mund nicht gar zu voll genommen! Wir haben ja beide, bloß den Pulverdampf im Mäuler gerodet, aber der Krieg ist doch 'n bißchen ungemütlicher, als so 'ne Uebungsmanövere en gros!" Die Augen des jungen Offiziers leuchteten in düsterem Feuer. „Gewiß. Aber so ist's recht. Da können wir Soldaten doch endlich mal zeigen, daß wir nicht umsonst gefüttert werden, wie gewisse

Volkstreu sie sich ausdrücken.“ „Nicht bitter werden, mein lieber junger Kamerad,“ wehrte Herr Hardenberg lächelnd ab. „Verlassen Sie sich darauf, diese Vögel und Regierungswidersacher sind im Grunde genommen alle gute Deutsche! Sie werden's erleben: in großer, erster Stunde gibt's keinen Parteilwist und keinen Klassenhaß — da gibt's bloß noch deutsche Männer, jeder bereit, das Schwert bis zum letzten Lebenshauch zu schwingen für des Vaterlandes Freiheit und Ehre.“ „Möchte es so sein! Gein will ich unrecht haben.“

Da stigte das Auto heran und unterbrach die ernste Unterhaltung. Wachmeister Strobel sprang heraus. „'s Zeckhätt is besorgt. — Possentlich Klappt's. —

Wenn der Herr Leutnant probieren wollen?“ „Ist schon probiert, Strobel! Sie sind ein Malerzgerl. Alle Achtung!“ und Herr Hardenberg stigte hinzu: „Und ich werde Ihnen als Dank eine Kiste gute Zigarren stiften mit der Bedingung, daß Sie Ihren braven Gehlfen etwas davon abgeben.“

„Willen, jehorjamsten Dank, Herr Kommerzienrat — wird rechtlich besorgt! — Aber mein Zeckhätt is jehietet mir, auch den kleenen Herrn zu beloben. Er hat jehanzt wie'n Pionier und so feste mitzugriffen, daß sogar Blut fürs Vaterland jeflossen ist. Zeig' nur mal deine Lamäng her, Kamerad!“ „Aber das ist ja gar nichts weiter!“ meinte Gottfried halb stolz, halb beschämt. — „Das Seil hat ein bißchen in die Haut gerissen, ich spüre gar nichts davon.“ Das war nun freilich etwas gelogen, aber der Vater freute sich über die Tapferkeit seines Jungen und klopfte ihm die Wangen.

„Freut mich, daß der Herr Wachmeister dich lobt. — Geh', hol' dir die Kriegsgeschichte von 1870/71 aus meiner Bibliothek, um die Du mich ja schon so lange gequält hast.“ „Hurra, da sind die Kosaken doch zu etwas gut gewesen!“ In knabenhafter Fröhlichkeit stürmte Gottfried davon.

Der Abend war herangekommen, die Abteilung Jäger, die den gefallenen Kosaken das Grab in deutscher Erde bereitet hatte, war zurückgeführt, die Kutschuhr im Torwächterhäuschen hatte eben die achte Stunde ausgerufen, als das Telefon

wieder läutete. Leutnant Siewart wurde angerufen. Nach kurzer Zeit trat er wieder auf den Mühlenthor; seine Haltung war gestrafft, seine Augen leuchteten und auf seinem gebräunten Gesicht lag die Abtie tiefer Erregung. „Antreten zum Appell!“ befahl er mit weitklingender Stimme. Bald stand die Mannschaft in Reih' und Glied. „Kameraden, joesen habe ich die Nachricht erhalten, daß Seine Majestät der deutsche Kaiser Ruf-

land den Krieg erklärt hat. Die Lage ist nunmehr geklärt, und wir haben uns bereit zu halten, die Ostgrenze des Vaterlandes mit der Kraft unserer Waffen zu schützen. Kameraden, wir werden nicht bloß unsere Pflicht als gute Soldaten erfüllen; ich fühle mich eins mit euch, wenn ich hier angelächelt meines blanken Schwerter gelobe: Wir werden mit Freude unser Leben drauseken, um der schwarzweißroten Fahne Ehre, Feil und Sieg zu erstreiten. — Und dieses Gelöbnis wollen wir bekräftigen durch ein dreifaches Hurra auf unsern obersten Kriegsherrn! —

Seine Majestät der deutsche Kaiser hurra — hurra — hurra!“ Dreimal brauste das kraftvolle Hurra zum Abendhimmel empor, und nach ein paar Sekunden wehevoller Stille trat der Dienst wieder in seine Rechte. „Wachmeister Strobel!“ „Befehl, Herr Leutnant.“ Sie sendten sofort einen Meldereiter ins Dorf und benachrichtigten das dortige Kommando, sowie den Gemeindevorstand von der Kriegserklärung. Der Gemeindevorstand hat die Verpflichtung, diese in seinem Amtsbezirk zu verkünden. Abseits wohnende Häusler sind zu veranlassen, ins Dorf

überzustiebeln; überhaupt ist der Bevölkerung anzuraten, sich — soweit ihr das möglich ist — mehr ins Landinnere zurückzuziehen. Es ist darauf aufmerksam zu machen, daß nach erfolgter Kriegserklärung Selbstverteidigung der Zivilisten verboten ist. Wer dagegen handelt, wird vom Feind als Franktireur behandelt. Der Meldereiter hat sich davon zu überzeugen, daß der Gemeindevorstand sofort den überbrachten Befehl ausführt. — Sie können abtreten mit ihren Leuten!“ Nun wandte sich Leutnant Siewart an seine Jäger, und nachdem



Spaz und Späkin.

Auf dem Dache sitzt der Spaz,
Und die Späkin sitzt daneben,
Und er spricht zu seinem Schatz:
Küsse mich, mein holdes Leben!

Bald nun wird der Kirschbaum blüh'n;
Frühlingszeit ist so vergnüglich,
Ach! wie lieb ich junges Grün,
Doch die Erbsen ganz vorzüglich.“

Spricht die Späkin: „Teurer Mann,
„Denke doch der neuen Pflichten!
„Fangen wir noch heute an,
Uns ein Nestchen einzurichten.“

Spricht der Spaz: Das Nesterbau'n,
Eier brüten, Jungen füttern
Und dem Mann den Kopf zu krau'n,
Liegt den Weibern ob und Müttern.

Spricht die Späkin: „Du Barbar,
Soll ich bei der Arbeit schweigen
Und du willst nur immerdar
Zwitschern und herumstibitzen?“

Spricht der Spaz: Ich will dich hier
Mit zwei Worten kurz berichten:
Für den Spaz ist das Pläfler,
Für die Späkin sind die Pflichten.“

Karl August Mayer.

Mit freil. Genehmigung der Verlagsbuchhandlung
Moritz Schauenburg, Lahr i. B., entnommen aus
„Hortus deliciarum“.

er Hinausschiebung und Verdoppelung der Posten angeordnet hatte, ging er auf die Mühlenbewohner zu, die sich vollzählig an der Gartenpforte zusammengebrängt hatten. In das brausende Hurra der Soldaten hatten freilich nur Herr Hardenberg und Gottfried mit voller Lungenkraft eingestimmt; bei den andern hatte die Verkündung der Entscheidung mehr oder minder eine Art Lähmung hervorgebracht. War es denn wahr? Es war Krieg! — Krieg — was hatte man denn da zu tun? Was sollte jetzt werden? —

Herrn Hardenberg lag es in erster Linie ob, klare Entschlüsse zu fassen; und dabei kam ihm Leutnant Siewart trefflich zu Hilfe. In seiner ruhigen, ernststen Art warnte er vor jeder „Angh-meierei“, andererseits aber riet er eindringlich, daß die Frauen und Kinder möglichst noch am selben Abend nach Johannisburg überführt werden sollten. Da gab's nun freilich bei den Frauen der Mühlenbediensteten großes Wehklagen; aber die Männer stimmten zu, und Herr Hardenberg befaßte kurzerhand, einen Mestwagen bereit zur Abfahrt zu machen. „Ein anderes Gefährt kann ich nicht zur Verfügung stellen. Das Auto brauche ich für meine Familie.“ Da fuhr Doris auf: „Wir sollen fort, Papa? Nein, wir bleiben bei dir. — Nicht wahr, Mutter, fortzichen lassen wir uns nicht?“ Noch ehe Frau Gerda antworten konnte, schnitt Herr Hardenberg jede weitere Unterhaltung vor den Leuten mit der freundlichen, aber sehr bestimmten Weisung ab: „Geht nur jetzt ins Haus; dort reden wir weiter. Ich will erst rasch einmal an's Telephon. — Herr Leutnant, Sie nehmen sich wohl, bitte, inzwischen meiner Damen an?“ Da gab's keinen Widerspruch, und als nach geraumer Weile Herr Hardenberg zu den Seinen kam, trug er gewöhnlich große Laune zur Schau. „Da habt ihr's, Kinder — ich bin per Telephon für den 3. August nach Graudenz einberufen! — Ist abgefügtes Verfahren; aber nötig. Da mühten wir uns also so wie so trennen; und hier an der Grenze könnt ihr nicht allein sitzen bleiben — das seht ihr doch ein. Nun wird aber von morgen ab die Eisenbahn in erster Linie der Truppenbeförderung dienen, und da will ich euch nachher sicher und ungehindert nach Berlin abschicken. Ihr müht also zum Nachtzug, der kurz vor ein halb zwölf Uhr von Johannisburg abfährt, dort sein. Bis zum Bahnhof kann ich euch bringen; dann aber wird euch Mariens bis nach Berlin begleiten. Der ist ja militärisch und ein treuer, erfahrener Kurse. Das Auto steure ich dann allein zurück. — Kinder, seid vernünftig — es muß sein. — Es ist Krieg!“ Frau Gerda war totenblau, aber sie zwang tapfer die Tränen nieder, und auch Wilma war gefaßt. Doris aber erklärte schluchzend, daß sie nicht fortginge, und Gottfried trohte auf, daß er an der Seite des Vaters als Kriegsfreiwilliger kämpfen wolle. „Ich bin groß und stark wie einer von sechzehn Jahren!“ sprudelte er leidenschaftlich hervor. „Vater, du wirst mir deine Einwilligung dazu geben!“ „Ruhe, mein Junge!“ — unterbrach ihn der Vater — „du bist noch wie ein Kind, und das Schlachtfeld ist kein Ort für dich. Außerdem untersteht du der Erziehungsgewalt der Kadettenanstalt, und Jünglinge deines Alters erhalten un-

ter keinen Umständen die Erlaubnis zum Felddienst.“ Leutnant Siewart ergriff nun das Wort und sprach: „Meine geehrten Damen, leider muß ich mich Ihnen gegenüber als verantwortlicher Befehlshaber der Gärte schuldig machen und Sie um möglichst baldiges Verlassen Ihrer Heimstätte ersuchen! Das festumsfriedigte Mühlengrundstück stellt einen militärischen Stützpunkt dar, und ich bin verpflichtet, in erster Linie alle Frauen und Kinder zu entfernen. Die Männer, soweit sie militärpflichtig sind, haben hier zu bleiben und unterstehen vom Augenblick der Kriegserklärung meinem Befehl. — Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl als Hauptmann der Landwehr wird Sie überzeugen, daß ich so handeln muß. — Ich verlasse Sie jetzt. — Sie haben nur kurze Zeit übrig, sich fertig zu machen.“ Eine straffe militärische Verbeugung — und Leutnant Siewart verließ das Zimmer. Wilma sah ihm mit träumerischen Blicken nach. So würde auch Egon Hardenberg gesprochen haben, dachte sie. Doris aber brach, von Gottfried unterstützt, in helle Entrüstung aus; als sie aber Tränen in der Mutter Augen sehen, wurden sie rasch still, und Frau Gerda's heldenmütiger Selbstbeherrschung gelang es, sich zu fassen und ihrem Gatten auch in dieser schweren Stunde eine tapfere Kameradin zu sein. „Wir haben ja mit dieser Notwendigkeit, dank Herrn Autowski's Warnungen seit Wochen geredet; nur sträubten wir uns dagegen, daran zu glauben“, — sagte sie mit einem weichen Lächeln zu ihrem Manne hinüber. „Gut ist's aber, daß schon etliche Koffer gepackt sind; es gibt noch so genug zu tun. — Ach, Joachim, wenn du das mit uns könntest; mein Gott, dieser Abschied — so grausam schnell, und — wer weiß, ob nicht für immer.“ Für ein paar Augenblicke verlor auch die tapfere Dispreuzin ihre Selbstbeherrschung, und schluchzend lag sie an der breiten Brust ihres Gatten. Auch dem wurden die Augen feucht. Aber mit gewalttätiger Anspannung aller Willenskraft zwang er sich zu einem leichten Ton: „Gerd', Herzensschmerz nun mach' uns aber die Geschichte nicht schwer. Nur tapfer sein! Kreuzdonnerwetter, wir sind doch keine Zimmerlappen; und die verfluchten Russen, die uns dies eingebracht haben, die sollen ja ihren Dank dafür bekommen. Verlaß dich drauf, Gerd', die verwamsen wir, daß es rooht! — Aber nun müht ihr drangehen, euch reisefertig zu machen. — Ach, das wird bald geschehen sein; wir können ja nur wenig mitnehmen. — Aber, Joachim, was soll nun aus dir und den Soldaten werden? Die Paskiten, die Anna und die Marie dürfen ja auch nicht hier bleiben. Ueberhaupt, was fangen wir mit denen an?“ Herr Hardenberg zwang sich zu einem heiteren Lachen: „D, um uns Männer Sorge dich nur nicht, Gerd! Wir werden unter den Vorräten schon brav aufräumen, und bei den Soldaten gibt's genug Koch- und Backmeister. Ueberdies: Not lehr't nicht bloß beten, sondern auch suchen! Und die Paskiten und die Dienstmädchen nehmt ihr mit nach Berlin. Ihr werdet fürs erste im Union-Hotel wohnen, und dann mietet ihr irgendwo im Grünen ein kleines Landhaus. Unsere beiden Mädels — bitte um Entschuldigung — unsere beiden jungen Damen werden in die Breslauer Pension nicht zurückkehren; Privatstunden genügen

schließlich auch. Breslau liegt mir der Grenze noch zu nahe. — Wilma, Ihr Vater hat dies schon besprochen; Ihre Ausweis-papiere werde ich meiner Frau dann aushändigen. — Ja, Kind, Ihrem Vater verdanke ich unendlich viel; er hat mich zu weit vorgehenden Vorichts-maßregeln gedrängt, wo ich noch an keine Gefahr glauben mochte. — Nun hat mein Procurist Brodmann in Berlin für meine Firma ein Kontor errichtet, alle meine Geschäftsbücher sind dort und mein Geld liegt sicher. Da freut es mich, daß wir an Ihnen uns nun dankbar beweisen können. — Seien Sie tapfer, Töchterchen; wir tragen gemeinsames Leid, aber wir wollen auch gemeinsam hoffen! So wird uns Gott schon über alles Schwere hinweghelfen.“ Jetzt zum ersten Male traten Tränen in die Augen der jungen Polin; sie faßte Herrn Hardenbergs Hand und drückte, ehe er's verhindern konnte, einen Kuß darauf. „Wie danke ich Ihnen für Ihren Schutz und Ihre Güte, Herr Kommerzienrat! Der Vater hat mich ja schon in Breslau bereits in alles eingeweiht — er hat nie ein Geheimnis vor mir gehabt; er weiß, daß ich tapfer bin. Und gewiß, ich will's auch sein! — Und ich will alles tun, um Ihnen Ihre Liebe zu vergelten. Ich bin glücklich, daß ich bei Ihnen bin, und auch wieder mit empfinden darf, was Mutterliebe ist.“ „Herzenskind — Hin-nelssapperlott, bringen Sie mich allen Müller nicht um Schmelzen!“ polterte Herr Hardenberg, um eine Nührung zu verbergen. „Nur jetzt kaltes Blut bewahren. Kalt bleiben wie 'ne Sunde-nhrauze. Ja, da fällt mir ein — den Pöhlzag lehnt Ihr auch mit nach Berlin. — Daß der brave Keel nicht etwa hier zurückbleibt! — Gottfried, hol' ihn nur gleich herein ins Zimmer.“ „Na, unsern Pöhlzag hätt' ich nicht vergessen!“ meinte Gottfried jektänkt. „Ich hab' sogar an der Pöhlzen ihre Kage gedacht.“ „Weinetwegen nehmt sie mit, wenn sie unterzubringen ist! Aber nun dalli, dalli — mach' ans Einpacken! Ich werde einen Brotwagen spannen lassen, der mag das Gepäd voraus-fahren. Also in einer Stunde muß die Hauptsache bereit stehen!“

Da galt's alle Hände zu regen, und ohne Tränen ging das nicht ab. Gottfried fluchte sogar exzerzi-plasmäßig, wenn er alles mögliche, was ihm „ge-tade das liebste“ war, nicht mitnehmen konnte. Es konnte eben nur das Wertvollste und Nötigste ver-packt werden. Doris wäre ohne Wilmas Hilfe überhaupt nicht zu Sach gekommen, sie war ganz sassunglos, daß sie die Primat und den Vater ver-lassen mußte, und da sie unbedingt einen „Witz-ableiter“ für ihre hochgespannte Erregung brauchte, war es sehr gut vom Schicksal gemeint, daß in der Person des Leutnants Siewart ein solcher vorhanden war. Dessen „freud-dachziger Annahung“ schrieb Doris das ganze Unheil des „Vertriebenwerdens“ zu. Wilma ließ die Freundin wettern, und erst als deren Redesitrom einigermaßen abebbte, sagte sie ruhig: „Wie kannst du nur so ubernünftig sein, Dor', Leutnant Siewart hot doch zu unserm Schutz gehandelt. Was nützte denn unser Hier-bleiben auch? Dein Vater muß fort nach Graudenz. Wohin er später befohlen wird, weiß nie-mand. Dann fähen wir alle hier, dicht an der Grenze. Die Russen werden wieder einfallen und

jedenfalls mit ganz anderen Kräften als heute, und was wir von denen zu erwarten hätten, das, Dor', fann ich dir gar nicht sagen! — Ich fenne die Russen. Ihre Kultur ist ein dünner Firnis; sie bleiben Mongolenabkömmlinge — rohe, grau-same, asiatische Bestien in Menschengefalt.“ „Ach behalte deine Predigt für dich!“ knurrte Doris er-bost; denn sie hatte den ehrlichen Willen, sich nicht belehren zu lassen. Und dann rannte sie plötzlich aus dem Zimmer. Sie mußte jemand haben, mit dem sie über den Unmenschen Siewart losziehen konnte. Da war Gottfried jedenfalls sehr geeignet. Aber Doris erlitt eine Enttäuschung. Gottfried predigte mit rotem Kopf wie ein Wider alles mög-liche in seinen Reijesford hinein und war für Un-terhaltung absolut nicht zu haben. Aegerlich ging Doris nach der Küche, um zu sehen, ob die alte Pöhlzen etwa mehr Verjändnis für ihren Zorn habe.

Schon auf dem Flur drang ihr der Duft von „was Gebratenem“ entgegen. „Sapperlott, die wird doch nicht etwa hier braten, wo sie einpacken muß? Na, die will ich aber auf den Trab bringen!“ Ungestim ritz Doris die Küchentür auf, und dann blieb sie wie versteinert mit weit aufgerissenen Augen stehen. Wachtmeister Strobel, ein Husar und zwei Jäger wirtschafsteten auf dem Kü-chentisch und am Herde wie zwei geschulte Köche. „In Deibels Namen, was machen Sie denn hier?“ entfuhr es endlich Doris' jung-fräulichen Lippen. Die Soldaten sahen bloß mit vergnügtem Grimmen zu ihr herüber, liehen sich aber nicht stören; Wachtmeister Strobel jedoch nahm Stellung. „Befehl, jnädiges Fräulein — der Herr Leutnant haben befohlen, für die Herrschaften ein Abendessen herzurichten und etwas für unter-wegs. Da die Dienstjungsfern beim Inpacken sind, haben wir det Jeschäft übernommen.“ Doris war pass. „Ja — verstehen Sie denn so was? Und haben Sie denn gleich alles gefunden, was Sie brauchen?“ Da wurde der Wachtmeister noch ein-mal so groß. „Jnädiges Fräulein, wir Soldaten verstehen alles und — wir finden ooch alles!“ Der Wachtmeister gefiel Doris; sie wurde ganz gemüt-lich, bewunderte gebührend die Kochkünster, be-dauerte, daß sie nun gerade fort müsse, wo es hier so „interessant“ würde. — „Aber sagen Sie mal, Herr Wachtmeister, da wir nach Berlin gehen, und Sie dort daheim sind — haben Sie vielleicht was auszurichten? Ich würde es gern besorgen.“ Der brave Strobel strahlte und brachte schließlich die Bitte vor, daß Doris seine alte Mutter einmal be-suche. Auch ihn hatte der Marschbefehl hinaus in den Krieg gerissen, ohne daß er hatte daheim Ab-schied nehmen können. „Wird besorgt, Herr Wacht-meister!“ versicherte Doris und steckte sich die auf-geschriebene Adresse ins Geldtäschchen. — „Ja, und wenn der Krieg zu Ende ist, dann lassen Sie nur etwas von sich hören. Wir sind doch Freunde ge-worden, und wir dürfen einander nicht vergessen.“ „Der Himmel jeb'z, daß uns ein Wiedersehen be-schieben wird!“ Damit zog Wachtmeister Strobel die dargebotene Hand ritterlich an seine schmauz-bärtigen Lippen. Doris dachte dabei an die Ver-ührung mit einer Wurzelbüste, aber sie ließ sich nichts merken. Nein, dem treuherzigen, wadern

Gefellen hätte sie nicht weh tun mögen. Da Klang des Vaters Stimme vom Hausflur her: „Schwerenot, wo steckt denn das Mädel? Das Gepäck muß ja fort.“ Doris stürzte hinaus und winkte nur noch rasch einmal grüßend zurück. Wachtmeister Strobel aber riß das Küchenfenster auf; ihm war's heiß, und sein tapferes Husarenberg klopfte stürmisch. „Merls!“ — schnauzte er die Soldaten an — „jetzt habt ihr mal gesehen, was Sonnenschein ist! — Nu is er — weg.“

Frau Hardenberg hatte nahe am Grunewald ein nettes kleines Landhaus gemietet, dessen Besitzer, ein Kunstprofessor, zwar gern verkaufen wollte, aber nun froh gewesen war, Mieter zu finden. Die „ostpreussischen Flüchtlinge“ fühlten sich in dem neuen Heim recht wohl, und wenn sie sonst gewollt hätten, wäre ihnen durch die in Berlin ansässige Verwandtschaft sogar ein recht unterhaltames Leben geboten worden. Danach aber verlangte es niemanden; nicht einmal die quecksilbrige Doris. Die Sorge um Vater und Bruder lastete auf allen, und dann traf nach einigen Wochen gar die Nachricht ein, daß die Hardenberg-Mühle bei einem erneuten Einfall starker Feindestruppen in eine Ruine verwandelt worden war. Das war ein harter Schicksalschlag, und leidenschaftlich war der Schmerz der Kinder. Aber die Mutter, die doch am meisten an der zerstörten Heimstätte verloren hatte, brachte es fertig, gefaßt zu bleiben; ja sie konnte sogar noch trösten. „Kinder, seid nicht so kleinmütig!“ ermahnte sie, „denkt an die Chronik des Urogroßvaters. Damals haben die Soldaten Napoleons die Mühle in Asche gelegt, aber die Urogroßeltern hatten keine Zuflucht in Berlin wie wir! Sie sind in den Wald geflüchtet und haben sich monatelang versteckt halten müssen; und dann, nachdem der Korse niedergezwungen war, haben sie die Mühle neu aufgebaut, und unter Darben und rastlosem Sichplagen haben sie ihr Lebenswerk von vorn angefangen. — Kinder, wie viel besser sind wir heute daran! Wollen wir uns unvert unserer Vorfahren zeigen? Nein — ich meine, wir wollen auf Gott vertrauen und ihn bitten, daß er unseren Waffen den Sieg schenkt und uns den Vater und Egon am Leben erhält. Dann wird auch die Hardenberg-Mühle wieder erstehen und vielleicht in mancher Hinsicht noch besser und schöner, als sie früher war. Und in dem neuen Wohnhause werden wir eben so glücklich sein, wie wir es in dem gewesen sind, das jetzt in Schutt und Asche liegt.“

Ein nettes Stückchen,

wie es einem Zahnarzt und seinem Patienten erging, erzählt der „Schmärl“ dem „Möhle“ im „Freiburger Boten“ wie folgt: (Es handelt sich um ein Bäuerlein in einem Oberländer Amtstädtchen.) Der guet Ma het d'r Wade völli verbunde, er het en hohle Zahn, m'r könnt en Ruß nischoppe. Bim Doktor klopf er a. Gerein! Aha, den wollen wir gleich haus haben, seit der Doktor. Mi arm's Bürli sitzt uf's Marterstüchli, der Doktor macht sell Käschli uf an d'r Wand. Gu, do het's Messer, Zange, Zwinge und Hämmerli; dem Bursma goht's falt

und heiß d'r Buckel auf. Jetzt geh's los! Eins, zwei, drei, irratisch! Do ich d'r Stumpe, en Merli wie e Munkelruebel! Ah ah aul macht mi Bur, aber d'r Zahn isch hus! Mi Doktor hat en Krattel, was wot en Hofrat sie im Museum, er splienzelt mit dem Zahnjümpe und seit zu dem Bürli: „So, nun trinken Sie imLäden einige Viertel Steinstädter, dann heilt das Zahnloch schneller!“ Mi Bürli macht si Kompliment, zahlt sini 6 Mark und marschirt waidli in Löwe, wie's d'r Herr Dokter verordnet het. Im Löwe löst mi Bursma sich ein Viertli noch'm andere schmecke. Ebe het's dritt, ustrunke und rennt d' Löwewirtli wieder her, si will ihm's viert scho wieder lenge. „s isch g'nueg!“, seit mi guet's Bürli, „i mueß mache, daß i heim kumm, d'r Dokter wird's scho zahle, was macht d' Rechnung?“ 18 Mark! seit d' Frau Löwewirtli und tridet's uf d' Schiefertafle. Adie Löwewirtli, P'huet Gott, Landsma! Mi Bürli isch furt und wüsch mit'm Kermel noch d'r Schnauzer ab, abiel P'Obed kummt mi Dokter zum Zegospil am Stammtisch im Löwe. s erscht isch, daß d' Löwewirtli ihr Schiefertafle 'm Herr Dokter präsentiert. „Herr Dokter! es isch aa e Ma do gsi, der het dra Viertli und e Brödtli g'numme, er het g'sait: d' Dokter zahlt's!“ Dunder und Dorial het der Dokter g'wettert! Was, für's Zahnausreißen soll ich noch zahlen! Da soll doch ein Donner . . . Gruff! het d'r Dokter deberet, aber endlit het er's zahle und sidher verschribt er sine Zahnpatiente beim Viertli meh zum Zahnlochensheile! So freili Adie

Die einzige Rettung. Ein alter Bauersmann, als Junggefelle grau geworden, kommt plötzlich zum Gemeindevorsteher und will sich mit seiner Wirtsfrau ausbieten lassen. „Aber Junge“, sagt



der Beamte, „du wirst doch keine Liebe im Leib haben für dies alte Weib?“ — „Ne, das nicht! Aber das Weib hat mich so viel bestohlen, daß mir nichts anderes übrig bleibt, wenn ich wieder zu dem Reiniigen kommen will!“